ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

Monatsschrift für die Wissenschaft vom ganzen Orient
und seinen Beziehungen zu den angrenzenden Kulturkreisen

Begründet von **F. E. Peiser**
Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **G. Bergsträsser**, Dr. **Hans Ehelolf**
und Prof. Dr. **Hans Haas**

Herausgegeben von
Professor Dr. Walter Wreszinski

INHALT:

Der Palast des Minos zu Knossos. Von Georg Karo . . . . . Sp. 377—389
Besprechungen . . . . . 389—432
Abou Yousof Ya'koub: Le livre de l'impot foncier. (G. Bergsträßer) 415
Ameer Ali, S.: A short history of the Saracens. (J. Horovitz) 418
British Museum, The Babylonian Story of the Deluge and the Epic of Gilgamish. (H. Ehelolf) . 406
Calderini, A.: La primavera di una scienza nuova. (W. Schubart) 395
Crabtree, W. A.: A Manual of Lu-Ganda. (C. Meinhof) 424
Deißner, K.: Religionsgeschichtliche Parallelen, ihr Wert und ihre Verwendung. (H. Leisegang) 391
Escherich, G.: Im Lande des Negus. (E. Littmann) 421
Giartosio de Courten, M. L.: Saffo, con introduzione versioni e commenti. (W. Schubart) . . . 395
Grant, E.: Babylonian Documents of the Classical Period. (B. Landsberger) 407
Holzhey, K.: Assur und Babel in der Kenntnis der griech.-röm. Welt. (F. H. Weißbach) . . . 410
Kittel, R.: Die Zukunft der alttestamentlichen Wissenschaft. (O. Eißfeldt) 411
Kreglinger, R.: Les Primitifs, l'Égypte, l'Inde, la Perse. — La Religion chez les Grecs et les Romains. (H. Haas) 389
Lidzbarski, M.: Altaramäische Urkunden aus Assur. (Fr. Stummer) 414
Mitteilungen zur osmanischen Geschichte, hrsg. von Fr. Kraelitz und P. Wittek. I. (J. H. Mordtmann) 419
Ribbach, S. H.: Vier Bilder der Padmasambhava u. seiner Gefolgschaft. (A. Grünwedel) . . 430
Schäfer, H.: Das Bildnis im alten Ägypten. (Fr. W. v. Bissing) 396
Scheftelowitz, J.: Ein Beitrag zur Methode der vergleichenden Religionsforschung. (H. Leisegang) 391
Sieg, E. und W. Siegling: Tocharische Sprachreste. I. Bd. (G. Herbig) 425
Smith, S.: The first campaign of Sennacherib, king of Assyria. (B. Meißner) 402
Sottas, H.: Papyrus démotiques de Lille. (W. Spiegelberg) 397
Sydow, E. v.: Exotische Kunst. Afrika und Ozeanien. (B. Ankermann) 431
Valentiner, W. R.: Zeiten der Kunst und der Religion. (M. Pieper) 392
Aus gelehrten Gesellschaften 432
Personalien 432
Berichtigung (B. Meißner) 432

Bezugspreis fürs Inland vierteljährlich 120— Mk., fürs Ausland vierteljährlich 7.50 Fr., 6 sh., 1½ $, 3½ holl. Gulden, 5 skand. Kr. Mitglieder der DMG erhalten auf vorstehende Preise 25% Rabatt. Manuskripte an das zuständige Mitglied der Redaktion. Deren Anschriften sind: Prof. Dr. W. Wreszinski, Königsberg i. Pr., Juditental 1, Prof. Dr. G. Bergsträßer, Kuppritz bei Pommritz, Sachsen, Dr. H. Ehelolf, Berlin-Halensee, Friedrichsruher Str. 3, Gartenhaus III, Prof. Dr. H. Haas, Leipzig, Hauptmannstr. 3. Korrekturen nach Königsberg. Rezensionsexemplare nach Leipzig.

Jährlich 12 Nummern.

25. Jahrgang Nr. 10

Oktober 1922

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig
Blumengasse 2.

An unsere Leser!

Die Redaktion und der Verlag konnten sich nicht entschließen, für das 4. Vierteljahr einen höheren Preis als Mk. 120 – einzusetzen, also Mk. 90 – für DMG-Mitglieder. Dabei gingen sie von dem Gesichtspunkte aus, daß der Bezug der Zeitschrift allen, auch den weniger bemittelten Interessenten ermöglicht] werden soll und muß. Sie glaubten, sich mit Mk. 120 – begnügen zu können, weil sie hoffen, aus interessierten Kreisen freiwillige Unterstützungsbeiträge zu erhalten, die erst die Weiterführung der Zeitschrift ermöglichen werden.

Mk. 120 – gilt also nur als Mindestpreis. Bei weiterer Entwertung der deutschen Mark muß der Verlag auch bei diesem Mindestpreis sich eine entsprechende Erhöhung als Nachbelastung vorbehalten.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. Professor Dr. Walter Wreszinski.

Hebräisches und aramäisches Wörterbuch zum Alten Testament

mit Einschaltung und Analyse aller schwer erkennbaren Formen, Deutung der Eigennamen sowie der masoretischen Randbemerkungen und einem deutsch-hebräischen Wortregister

Von

Dr. litt. Semit., phil. u. theol.
Eduard König
Ord. Professor u. Geh. Konsistorialrat in Bonn

Zweite und dritte, vermehrte Auflage. 1922

In Halbleinenband, Septemberpreis M. 300.—
(Für das Ausland: 12 schweiz. Frank., 12 sh., 6 holl. Gulden, 2.40 $, 9.60 schwed. Kronen, 14.40 norweg. Kronen, 24 franz. Francs, 30 Lire)

Nachdem die starke erste Auflage vergriffen war, sind zur Bereicherung des Buches alle dem Verfasser bekannt gewordenen neuen Funde auf dem Gebiete der Inschriften und Papyri ausgebeutet und alle neuen Untersuchungen in Büchern und Zeitschriften kritisch verwertet worden.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig

Zu verkaufen:

Böhtlingk Sanskrit-Wörterbuch

in kürzerer Fassung 1879/1889
7 Teile in 2 Halbfranzbänden
sehr gut erhalten
für M. 20000.—

*

Ankauf
ganzer Bibliotheken und Büchern
von Wert

*

Junkelmann's
Buchhandlung u. Antiquariat
Jena

XXV 10 OLZ Oktober 1922

Der Palast des Minos zu Knossos.

Von Georg Karo.

Es ist ein seltener Fall von historischer Gerechtigkeit, daß Arthur Evans, der Jahre lang inmitten fast allgemeiner Skepsis die Existenz einer vorhistorischen Bilderschrift auf griechischem Boden verfochten hatte, die reichen Archive dieser Schrift im Palaste von Knossos entdecken durfte. Es ist ein noch selteneres Glück für unsere Wissenschaft, daß die märchenhaften Schätze dieses Königssitzes des III/II. Jahrtausends v. Chr. von einem Manne gehoben wurden, der Begeisterung, wissenschaftliche Akribie, Reichtum und wissenschaftliches Pflichtgefühl verband, und so nicht nur ausgraben und sammeln, sondern auch mit gewaltigen persönlichen Opfern die gefundenen Denkmäler restaurieren, erhalten und würdig veröffentlichen konnte. Wie viel durch die oft zu Unrecht geschmähten Bauarbeiten in den Ruinen von Knossos vor dem sicheren Untergang gerettet worden ist, kann ich bezeugen, da ich die Ausgrabungen seit ihrem Beginn im Jahre 1900 fast jedes Jahr besucht habe. Den damals erschienenen vorläufigen Fundberichten und den wichtigen Einzelpublikationen (British School Annual VIff. Prehistoric Tombs of Knossos; The Tomb of the Double Axes at Knossos; Scripta Minoa I.) hat Evans nun den ersten Band[1] eines monumentalen Werkes folgen lassen, das die Entwicklung nicht nur des Palastes von Knossos, von den ältesten Zeiten bis zum Ende der von ihm Mittelminoisch (MM.) genannten Periode, sondern auch mittelbar die der ganzen altkretischen Kultur in diesem Zeitraum darstellt. Ein ungemein wertvolles, reich und gediegen illustriertes Werk, das auch in Deutschland vielfach verbreitet ist, dank der weisen Auffassung von wissenschaftlicher Solidarität, die der Verfasser auch während des Krieges nicht verleugnet hat. Da das Buch weit über den Kreis der engeren Fachleute hinaus großes Interesse besitzt, sei eine eingehendere Angabe des Inhalts gestattet.

Evans gibt in seiner Einleitung (S. 1—31) eine kurze Charakteristik der altkretischen Kultur und seines in drei dreigeteilte Perioden gegliederten chronologischen Systems. Die Eigenart dieser Kultur, ihre Beziehungen zum nahen Orient und Ägypten werden kurz skizziert, ebenso die zur Kykladen-Kultur des III/II. Jahrtausends und zur „mykenischen“ auf dem griechischen Festlande. Es folgt (S. 32—55) eine Schilderung der neolithischen Kultur, die auf Kreta der eigentlich minoischen vorausgeht und eine Vorstufe zu dieser bildet. Eine Reihe von Miniaturgefäßen und tönernen Idolen bezeugen die religiösen Bräuche dieser frühen Zeit, die übrigens im Rahmen des Neolithischen schon entwickelt und kaum sehr alt ist. Unter den gravierten Mustern auf Scherben und Spinnwirteln erscheinen schon Vorläufer der minoischen Pflanzenbilder, manche erinnern sogar an spätere Schriftzeichen. Sehr lehrreich ist das gelegentliche Fortleben der primitiven Idoltypen bis in ganz späte Zeit (SM. III). Überhaupt schließt sich an die neolithische Periode die Frühminoische (FM. I—III, S. 56—126) ohne scharfen Bruch an, wie denn auch die drei Phasen dieser ersten großen Kulturepoche Kretas ein Ganzes bilden und ineinander übergehen. Trotzdem sich die einzelnen Phasen nicht immer reinlich scheiden lassen, wäre es falsch, sie einfach zu verwischen und das ganze Frühminoische zu einer Einheit zusammenzufassen. Wo Knossos hier versagt, helfen Funde aus dem östlichen Kreta, besonders die Gräber von Mochlos und die Hausruinen von Vasiliki, weiter. Höchst merkwürdige hochfüßige Becher, deren Verzierung gemasertes Holz nachahmt, kommen in zwei Höhlen vor, deren Inhalt noch ans Neolithische zu grenzen scheint. Aus einer entsprechenden Schicht in Knossos stammt ein ägyptisches Kugelgefäß aus Syenit (S. 65, Fig. 28), das vor- oder frühdynastisch sein muß. Nachbildungen und Nachwirkungen solcher ägyptischer Steingefäße sind in den Gräbern der nächsten Phase (FM. II, vor allem Mochlos und Messara) neben echt kretischen Formen nicht selten. Die hohe Vollendung dieser Väschen und des ihnen z. T. nachgebildeten, z. T. echt keramisch erfundenen Tongeschirrs, sowie der schönen Schmucksachen und Petschafte lassen es durchaus glaublich erscheinen, daß schon im FM. II vielzimmrige Häuser, geradezu kleine Paläste vorkommen (Vasiliki, vielleicht auch Palaikastro). Idole aus der Messara beweisen, daß damals die Tracht schon der späteren minoischen glich (für die Männer bloß ein Schurz,

1) The Palace of Minos at Knossos. Vol. I. The Neolithic and Early and Middle Minoan Ages. (XXIV, 721 S., 11 Tafeln, 542 Abb. und mehrere z. T. farbige Beilagen im Text.) 4°. London, Macmillan & Co. 1921. £.6.6.—.

für die Frauen ein langer glockenförmiger Rock, S. 84). In der nächsten Phase (FM. III) fallen die stärkeren Beziehungen zu den Kykladen auf, die Anfänge der polychromen Keramik mit weißen und roten Mustern auf Firnisgrund und die höchst interessanten Petschafte von Stein und Elfenbein, von denen Evans eine Reihe bisher unbekannter abbildet (S. 117ff.). Die Freude an der unbefangen kühnen Darstellung von Pflanze, Tier und Mensch äußert sich hier schon in überraschender Weise, auch vor mehrfigurigen Bildern schrecken die frühminoischen Künstler nicht zurück. Im Anschluß daran beginnt sich auch eine Art primitiver Ideogramme zu entwickeln, wenn auch von einer Schrift noch nicht die Rede sein dürfte. Selbst im Rahmen dieser raschen Entwicklung ist es aber doch verblüffend, daß sich die Herren von Knossos schon damals ein gewaltiges, mindestens 16 m hohes unterirdisches Gewölbe im weichen Felsen des Palasthügels aushöhlen ließen, an dessen Wandung eine Treppe in einer Art von Blendgalerie emporführte. Diese vom Südeingang des späteren Palastes überbaute Anlage ist auf S. 105 zum ersten Male abgebildet. Ihre Deutung ist noch nicht einwandfrei gelungen. Eine Zisterne scheint sie nicht zu sein. Evans erkennt darin einen monumentalen, befestigten Zugang zum Palaste, was mir um so weniger überzeugend scheint, als Befestigungen sonst überall im minoischen Kreta fehlen — ein besonders merkwürdiger Beweis für die einheitliche, hochentwickelte staatliche Organisation der Insel, die offenbar schon seit sehr früher Zeit eine starke Flotte vor auswärtigen Feinden schützte (tönerne Kähne schon FM. I, S. 57, Segelschiff auf einem Petschaft FM. III, S. 118).

Mit MM. I (S. 127—202) läßt Evans „the Age of Palaces“ beginnen, gibt aber selbst zu, daß schon die mächtigen Bauten des ausgehenden FM. diesen Namen verdienen würden. Ein Bruch ist nirgends festzustellen, bloß eine nun rascher fortschreitende Entwicklung. Die gewaltigen Palastanlagen in Knossos erlauben eingehende chronologische Erforschung, die Evans und sein getreuer Iolaos Duncan Mackenzie in musterhafter Weise durchgeführt haben. Durch eine Unzahl von Schichtengrabungen, Nachprüfungen und Einzeluntersuchungen von Mauern, aus deren Verbande Scherben gezogen wurden, ist ein förmliches Archiv von Scherben und anderen Kleinfunden aus allen Teilen und Schichten des Palastgebiets gesammelt und in Knossos selbst sauber geordnet aufbewahrt worden, wie es m. W. für keinen anderen antiken Bau in ähnlicher Vollständigkeit vorliegt. Nur die Ausgräber selbst verfügen natürlich über eine erschöpfende Kenntnis dieses Archivs, obwohl sie es mit vorbildlicher Liberalität auch anderen Spezialforschern geöffnet haben. Es ist daher müßig und unrecht, wenn gelegentlich auf Grund oberflächlicher Arbeiten in Kreta, oder auch ohne diese, die Resultate von Evans und Mackenzie leichthin beiseite geschoben werden (z. B. L. Franchet bei J. Hazzidakis, Tylissos à l'époque minoenne, vgl. OLZ 1922, 286); ganz klar werden wir erst sehen, wenn uns die Erforscher von Knossos die endgültige Analyse dieser schwierigen baulichen und zeitlichen Probleme geben. Dazu ist das vorliegende Buch auch bloß eine Vorarbeit. Ihr wichtigstes Resultat für MM. I ist der bündige Nachweis, daß sowohl die große westliche Fassade des Palastes wie seine Ausdehnung nach Norden und Süden, und mit geringen Einschränkungen auch nach Osten, schon damals der späteren entsprachen, ebenso die Verteilung der einzelnen Flügel des weitläufigen Bauwerks um den großen Mittelhof und die Lage der Eingänge (vgl. den Plan nach S. 202). S. 131ff. wird eine sehr lehrreiche Übersicht der älteren Steinmetzzeichen gegeben und ihre Bedeutung erörtert. Eine turmartige Anlage mit tiefen ausgemauerten Gruben (S. 136ff.) scheint dem Anfang von MM. I anzugehören, wenn sie nicht gar dem sonderbaren Gewölbebau im Süden gleichzeitig ist. Auch diese merkwürdige Anlage ist noch keineswegs befriedigend erklärt. Vor allem bliebe noch zu untersuchen, ob Evans mit der Annahme gesonderter insulae innerhalb einer Festungsmauer recht hat. Er führt zum Vergleich das Heiligtum auf dem Gipfel des Iuktas (südlich von Knossos, beschrieben S. 151ff.) an, das in griechischer Zeit als Grab des Zeus galt und auch in den Anfang des MM. hinaufreicht. Aber auf solch' hoher steiler Bergkuppe brauchte ein bescheidenes kleines Heiligtum doch nicht befestigt zu werden, und andere Gründe können hier wie in Knossos die Stärke der Mauern bedingt haben.

Auch die bewunderungswerte Kanalisation des Palastes durch ein System sich verjüngender Tonrohre hat Evans schon für diese frühe Zeit nachgewiesen (S. 141ff.). Im Grabritus vollzieht sich eine ebenfalls schon gegen Ende von FM. III angebahnte Wandlung: an Stelle der Familien- oder Stammesgrüfte früherer Zeit (große Kuppelbauten im mittleren, rechteckige Einfriedungen oder hausähnliche Gräber im östlichen Kreta) treten rechteckige Gruben oder Kämmerchen und auch Einzelbestattungen in Töpfen oder Tonsärgen (Larnakes, S. 126. 150).

Ganz besonders lehrreich ist die Behandlung der Keramik dieser Phase, in die neben dem Fortleben älterer Typen das Aufblühen der bunten sog. Kamaresware fällt. Ihre ersten Stadien werden auf Grund von Schichtengra-

bungen klargestellt, wenn sich auch natürlich die Grenzen nach oben und unten nicht immer scharf ziehen lassen. Eine Reihe bisher unpublizierter wichtiger Stücke zeigt die Nachahmung verschiedener bunter Steinsorten in Ton, ferner die wachsende Freude an naturalistischen Darstellungen von Pflanzen und Tieren (vgl. vor allem die Schale aus Palaikastro mit plastisch aufgesetzter Herde und Hirten, S. 181, die knossische Schale mit bunt aufgemalten Fischen zwischen Felsen, S. 182, dann auch die merkwürdigen Rhyta in Gestalt von Stieren, an deren Hörnern kleine Männchen hängen, die ersten Abbildungen der dann so überaus häufigen Stierspiele, S. 188ff.). Neben einem silbernen Becher aus Gurnia stehen getreue tönerne Nachbildungen (S. 192). Die ersten Petschafte mit sicherer Bilderschrift und Abdrücke von solchen erscheinen in sicher datierbaren Schichten, ebenso ein von Xanthudidis in einem Grabe von Platanos in der Messara entdeckter, hier zum ersten Male abgebildeter babylonischer Siegelzylinder mit der flehenden Ischtar vor Adad, der von Fachleuten um 2000 v. Chr. angesetzt wird (S. 198). Nicht minder wichtig sind ägyptische Skarabäen, die seit frühminoischer Zeit nicht gerade selten sind und auf Kreta Nachahmung finden (S. 199 ein schon bekannter echt ägyptischer Amethyst-Skarabäus mit minoischer Bilderschrift, S. 200 eine kretische Nachahmung, die eine ins Minoische umgestaltete Toeris trägt).

S. 203—314 umfassen die ältere Glanzperiode von Kreta, MM. II. Aus den einzelnen insulae, die Evans für MM. I annimmt, ist ein einheitlicher prunkvoller Palast geworden, dem nur noch der spätere Flügel der Privatgemächer fehlt (Plan vor S. 203). Auch der Thronsaal und die südlich angrenzenden Kulträume des Westflügels sind viel jünger, wir wissen nicht, was im MM. II an ihrer Stelle stand. Dagegen haben die Magazine und Wirtschaftsräume im wesentlichen schon ihre spätere oder eine ganz ähnliche Gestalt. Am steilen Abhang des Burghügels, östlich vom großen Hofe, müssen dem jüngeren vierstöckigen Prachtbau der Privatgemächer schon damals Anlagen vorausgegangen sein, wie ältere Mauerreste lehren. Der ganze Palast ist in Knossos wie in Phaistos sorgfältig nordsüdlich orientiert. Mächtige Außenmauern mit Orthostaten aus großen Blöcken kretischen Gipssteins, der dem Alabaster an Glanz fast gleichkommt, Hochbau aus Bruchsteinen mit eingezogenen Balken und Lehmverputz, seltener aus Lehmziegeln; Holzsäulen auf steinernen Basen, die in dieser Periode meist aus buntem hartem Gestein bestehen, entsprechend der frühminoischen Vorliebe für solche Steinarten, während später für Bauglieder Kalk- oder Gipsstein, für Gefäße der weiche einfarbige Steatit fast ausschließlich verwandt werden. Sehr lehrreich ist die schrittweise Vervollkommnung der Kanalisation (S. 225ff. mit Plänen und Schnitten), die nie wieder auf Kreta dieselbe Höhe erreicht hat wie MM. II/III. Von den Heiligtümern wird unten noch zu sprechen sein.

Eine Menge wichtiger neuer Dinge bringt auch das Kapitel über die Keramik dieser Periode, der Blütezeit der Kamaresware (S. 231—270). Die gewaltigen Pithoi mit Reliefknöpfen und aus vollem Pinsel aufgeklatschten Firnisklecksen liegen in guten Abbildungen vor (S. 232ff.), von der feinen bunten Ware gibt die Farbentafel I (vor S. 231) ausgezeichnete Proben der Übergangszeit von MM. I zu II, die noch die später aufgegebene Barbotine-Technik zeigen. Nachahmungen bunter Steingefäße treten auch in dieser Phase auf (S. 238), auch singuläre Stücke mit Reliefverzierung (täuschend lebenswahre Käfer S. 239) oder eingestempelten Ornamenten (S. 242, daselbst der vereinzelte verblüffende Fall einer eingestempelten Töpfermarke in Bilderschrift). Eine Auswahl z. T. unveröffentlichter Proben der schönsten, metallenen Vorbildern nachgeformten Eierschalen-Ware bieten Abb. 181ff. und die Farbentafeln II. III (S. 241ff.). Manche von diesen gehören ans Ende von MM. II, wenn nicht gar in den Übergang zu MM. III; die Angaben über die Schichtenverhältnisse auf S. 248ff. sind für die Datierung von großer Bedeutung, aber manches bleibt natürlich noch unsicher. So würde ich dazu neigen, eine Reihe hier angeführter Vasen, unter anderen auch den prachtvollen, S. 254 zum ersten Male veröffentlichten Pithos mit Palmbäumen, für etwas jünger anzusehen. Mag er auch unter einer Mauer aus MM. III gefunden sein, so wissen wir doch nicht, ob diese nicht in den späteren Verlauf dieser Phase, der Pithos in ihren Anfang gehört. Die Frage ist wichtig, weil monumentale Vasenbilder wie dieses ohne Einfluß entsprechender Wandgemälde kaum denkbar sind. Evans hat demnach den Anfang der großen figürlichen Wandmalerei in Knossos schon im MM. II angesetzt, vor allem das älteste bisher bekannte figürliche Fresko, den Krokus- oder Safranpflücker, der nun endlich auf Tafel IV würdig abgebildet ist. Mir ist dieser zeitliche Ansatz immer zu hoch erschienen, ich schließe mich den Erwägungen Rodenwaldts in seinem vortrefflichen Buche: Der Fries des Megarons von Mykenai (S. 9. 63) durchaus an, ohne zu verkennen, daß gerade von diesem Gemälde viele Fäden zu MM. II zurückführen (Evans S. 264ff.). — Der Abschnitt über die Bilderschrift von MM. II, die schönen Petschafte und Siegelabdrücke, bietet gegen-

über den erschöpfenden Ausführungen des Verf. in den Scripta Minoa nicht viel neues. Wertvoll ist die Zusammenstellung der im „Hieroglyphic Deposit“ gefundenen Stücke und einiger bisher unbekannter (S. 277). — Die Fundumstände der bekannten Fayenceplättchen mit Häusern lassen leider eine genauere Datierung als MM. II—III nicht zu (S. 301ff.). Ob es sich hier wirklich um ein großes Mosaik einer belagerten Stadt handelt und die S. 309f. abgebildeten Plättchen mit unkretischen Leuten, vielleicht Afrikanern, zugehören, scheint mir sehr zweifelhaft. — Negerköpfe erscheinen auf dem Fragment eines großen Stuckreliefs an einem goldenen Halsband in den Fingern eines Mannes (S. 312. 526).

MM. III beginnt nach Evans mit einer großen Umwälzung[1], der die Paläste von Knossos und Phaistos zum Opfer gefallen sind. Ob fremde Feinde sie zerstört oder, wie Evans annimmt, eine neue Dynastie mit Gewalt die Herrschaft erobert hat, bleibt vorläufig ungewiß. Sicher hat aber kein Wechsel der Bevölkerung oder der Kultur stattgefunden, trotz mehrfachen Neuerungen, wie dem Ersatz der alten Bilderschrift durch die lineare, einigen Änderungen in Baukunst und Anlage der neu erbauten Paläste, die aber in allem wesentlichen den alten entsprechen, ja sogar große Teile von diesen einfach übernehmen. Der wichtigste Unterschied zwischen MM. II und III ist zweifellos die durchgreifende Herrschaft naturalistischer, oder besser impressionistischer Richtungen in der Kunst, die zwar seit dem Frühminoischen auf Kreta fühlbar waren, aber nun erst voll sich auswirken (S. 315—323). Die größte bauliche Leistung der neuen Zeit ist der Ostflügel der Privatgemächer, ein vierstöckiger Bau von raffiniertestem Luxus in der Anlage der Zimmer, Säulenhallen, verandaartigen Säle, Treppen und Lichthöfe. Evans beschreibt diesen Flügel ausführlich, mit reichem Abbildungsmaterial (S. 324—359). Gerade hier haben die mühsamen und kostspieligen Stütz- und Ergänzungsarbeiten nicht nur den einzigartigen Bau vor der Zerstörung gerettet, sondern seine Erforschung und Erkenntnis erst möglich gemacht. Die neuen Pläne auf S. 328/9 zeigen dies deutlich, ebenso die Ansichten der großen Treppe in ihren verschiedenen Stadien. Von den in diesem Flügel gefundenen Freskenresten ist eines der wichtigsten ein labyrinthartiges Muster, das Evans S. 356ff. mit entsprechenden ägyptischen und griechischen vergleicht.

Nördlich stoßen an die fürstlichen Privatgemächer ausgedehnte Wirtschaftsräume, zu denen besonders eine große Ölmühle mit Klärungs- und Ablaufkanälen und eine Reihe von Magazinen mit gewaltigen Pithoi gehören. Dieser Teil des Palastes war bisher ungenügend publiziert und bietet vielfache neue Aufschlüsse (S. 361—384). Von prächtigeren Räumen über den erhaltenen des Erdgeschosses zeugen zahlreiche Fragmente von Fresken und auch von einem lebensgroßen Stuckrelief mit Männern und Stieren, den längst bekannten Bruchstücken aus einer Halle im Norden des Mittelhofes verwandt. Leider sind nur kleine Brocken erhalten. Auch die Erkenntnis des Nordflügels ist gefördert worden, durch Erforschung einer Halle mit anstoßenden Magazinen im Osten des großen Nordeingangs, ferner der Pfeilerhalle und einer „Pfeilerkrypta“, eines von sechs Pfeilern getragenen großen Kellerraumes, nördlich von jenem Eingang, der als Hauptverbindung des Palastes mit der Stadt Knossos solcher geräumiger Markthallen wohl bedurfte (S. 385—404). Westlich scheint eine Gruppe von Kulträumen, darunter eine kleine Säulenhalle und ein Badezimmer, an den Nordeingang gestoßen zu sein. Da hier der Weg zu dem theaterähnlichen Stufenbau im Nordwesten, wohl dem Hohen Tor des Palastes, führte, konnten jene Räume für Opfer und Reinigung bestimmt sein, wenn besonders vornehmer Besuch oder, wie Evans annimmt, Pilgerzüge ankamen (S. 405—422).

Der Westflügel des großen Palastes ist für uns der wichtigste von allen, weil er die meisten Aufschlüsse über den Kult im alten Kreta gibt. Entgegen der griechischen Sitte geschlossener Tempelbauten scheint der minoische Kult sich im Innern der Häuser und Paläste abgespielt und mehrere kleine Räume umfaßt zu haben. In der königlichen Residenz gab es deren eine ganze Reihe, ihre Verwendung können wir leider im einzelnen noch nicht bestimmen. Evans legt mit Recht das größte Gewicht auf die Bedeutung des Doppelbeils als wichtigsten und häufigsten religiösen Symbols auf Kreta (S. 423—447). Immer wieder erscheint es auf Fresken, Gemmen und Petschaften, als Steinmetzzeichen auf Blöcken und Pfeilern, die sowohl tektonische wie religiöse Bedeutung haben, und auch in Bronze oder Stein als Kultobjekt, häufig auf steinernem Sockel und langem Schafte aufgepflanzt. Mehrere Beispiele sind hier zum ersten Male abgebildet, vor allem ein riesiges Doppelbeil aus Bronzeblech (Br. 1,20 m) das östlich von Knossos (bei Nirou Khani) in einem von Xanthudidis jüngst entdeckten Gebäude offenbar als anikonisches Kultbild diente (S. 436). Mit dem Doppelbeil verknüpft oder auch allein spielen Schleifen aus karrierten

1) Bisher hat man diese meist ans Ende von MM. III gesetzt, so auch Karo bei Pauly-Wissowa, Real-Enzykl. u. Kreta S. 1767ff. Diese Frage bedarf noch weiterer Erörterung.

Stoffen eine Rolle im Kulte, sie finden sich auf Abbildungen sowohl wie in Nachbildungen aus Elfenbein und Fayence, auf Kreta wie auch in den Schachtgräbern von Mykenai (S. 430ff.). Gegenüber der etwas unübersichtlichen Weiträumigkeit des großen Palastes bilden die Kultanlagen des sogenannten Südosthauses (S. 426ff. zum ersten Male publiziert) ein geschlossenes Ganzes, wie denn überhaupt dieses Häuschen ein Musterbeispiel minoischer Bauweise bietet: zierlich und fein, raffiniert und dabei erstaunlich winzig und eng.

An die Kulträume des Westflügels von Knossos schließen sich die ausgedehnten Magazine an, die endgültig in allen ihren Einzelheiten publiziert und besprochen werden (S. 448—462). Durch genaue Erforschung der unterirdischen, steinernen Kästen, die hier die Stelle von Wandschränken einnehmen, hat Evans die zeitliche Entwicklung dieser Anlagen feststellen und eine für Kostbarkeiten bestimmte Gruppe von einer anderen scheiden können, in der offenbar die gewaltigen Ölvorräte der Fürsten von Knossos aufbewahrt wurden. Die Bedeutung des Öls für Kreta wird offenbar, wenn man erwägt, daß es gewiß der wichtigste Exportartikel im Verkehr mit Ägypten war.

Das vornehmste Heiligtum von Knossos war bekanntlich der großen Beherrscherin der Tierwelt geweiht. Die Gestalt ihres Kultbaues an der Westseite des Mittelhofes, südlich von der großen Treppe zum Obergeschoß, kennen wir nur aus dem Anfang der spätminoischen Zeit (Evans, Journal of the Royal Institute of British Architects 1911, 289). Ältere kostbare Weihegaben aus diesem Heiligtum sind uns zum Glück in zwei riesigen, längst bekannten unterirdischen Steinkisten erhalten geblieben. Von diesen Temple Repositories, wie er sie nennt, gibt Evans (S. 463—523) eine neue eingehende Beschreibung und Abbildungen einiger bisher unveröffentlichter Stücke, so vor allem des schönen Fayence-Reliefs der Kuh, die ihr Kalb säugt, und einiger Siegelabdrücke (S. 696ff.). In demselben Abschnitt findet man auch eine Farbentafel (Taf. V) des prunkvollen Spielbrettes aus dem Palaste und Abbildungen von Resten entsprechender Stücke aus Knossos und Mykenai (S. 471—485). Daran schließt sich eine lehrreiche Erörterung der altkretischen Fayencetechnik und ihrer Beziehungen zu Ägypten. Sehr willkommen ist auch die Publikation einiger köstlicher Tonreliefs mit Krabben und Muscheln auf felsigem Boden, die teils von großen Gefäßen stammen, teils wohl von richtigen Reliefbildern, wie die berühmten fliegenden Fische und Muscheln aus den Temple Repositories. Es ist klar, daß diese ganze Kleinkunst sich an die große Malerei anlehnt. Über deren Entwicklung im MM. III gibt Seite 524—551 Aufschluß; darin eine Reihe neuer Abbildungen meist von kleinen Fragmenten: die oben erwähnten Finger eines Mannes mit einer Halskette mit goldenen Negerköpfen, das Bruchstück einer Volksmenge, Vorläufer der spätminoischen Miniaturfresken, wundervolle Lilienstengel (Taf. VI), die leider sehr geringen Reste einer Gruppe fast lebensgroßer Damen in blauen Gewändern (S. 545 von Gilliéron geistreich aber etwas ausgiebig ergänzt). Im übrigen bereitet Evans eine monumentale Gesamtpublikation der Fresken von Knossos vor.

Nach der neuen Einteilung kommt die Keramik in MM. III etwas schlecht weg, weil die kostbarsten Stücke schon der vorangehenden Phase zugeschrieben werden. Immerhin bleibt Interessantes genug, sowohl an grober und einfacher Ware, die massenhaft im Palaste aufbewahrt, wohl auch dort verfertigt wurde (S. 552—590), wie auch an Pithoi und kleineren Gefäßen mit schöner weißer Bemalung. Darunter ragen vor allem die Töpfe mit Lilienstengeln hervor (S. 576ff. und 603), andere mit Wicken (S. 606), auch ein paar große Pithoi mit Delphinen zwischen Felsen (S. 608, einmal weiß auf Firnisgrund, das andere in der neuen Technik der Firnisbilder auf Tongrund). Ein schönes Rhyton mit Palmbäumen (S. 594f.) hat Evans treffend als Nachbildung eines Straußeneies erkannt, wie sie ebenfalls als Rhyta montiert auch in den Schachtgräbern von Mykenai vorkommen. Eine tönerne Badewanne (S. 580) ist in sehr passender Weise mit Algen bemalt. Alle diese Darstellungen gehen natürlich auf Vorbilder der großen Malerei zurück, die gerade in dieser Zeit mit besonderer Vorliebe die reiche Pflanzenwelt der Insel wiedergibt. Daneben lebt die alte bunte Verzierungsweise von MM. II sich aus in pflanzlichen Ornamenten und Nachbildungen von Steingefäßen (S. 595ff., Farbentaf. VII). Bedauerlich ist es, daß Evans noch immer die sogenannten Kamares-Scherben aus Mykenai, Tiryns, Orchomenos zum Teil für knossisch hält (S. 599ff.), was sie ganz sicher nicht sind. Darin stimmen die kundigsten deutschen und englischen Forscher überein.

Die Beziehungen der Kleinkunst zur großen Malerei erörtert Evans im Anschluß an die Gemmen und Siegelabdrücke von MM. III. Da diese z. T. durch ihre Fundumstände datierbar sind, bilden sie ein besonders wertvolles Material. Eine Reihe neuer Abbildungen bereichern diesen Abschnitt (S. 669—700), an den sich wertvolle Bemerkungen über die eigenartigen geflügelten Fabelwesen und Mischgestalten der minoischen Kunst und ihre Beziehungen zu

Ägypten anschließen. Die Erörterung der kretischen Linearschrift ist kurz gefaßt, da nur die kleine Klasse A in unsere Zeit fällt. Was hier gegeben wird (S. 612—646), steht schon im wesentlichen in den Scripta Minoa, ebenso die Bemerkungen zu dem berühmten Diskus mit Bilderschrift aus Phaistos (S. 647—668). Dieses einzigartige Denkmal ist zusammen mit einem Tontäfelchen der Klasse A und Scherben aus MM. III gefunden worden. Die eingestempelten Schriftzeichen, primitive Vorläufer der Druckschrift, unterscheiden sich durchaus von den kretischen, und ich stimme Evans in der Annahme bei, daß der Diskus nicht minoisch ist, sondern voraussichtlich aus Anatolien stammt. Wo man so schrieb, läßt sich noch nicht ermitteln. Die Verbindungen zwischen kretischer und vorderasiatischer, besonders hethitischer Kunst mehren sich. Schon in der frühminoischen Keramik und Glyptik finden sich auffällige Ähnlichkeiten mit Vasen aus der alten Hethiterstadt Ganesch (heute Kültepe) in Kappadokien, in der ja schon vor 3000 v. Chr. babylonische Kaufleute saßen (E. Meyer, Reich u. Kultur d. Chetiter S. 51ff. Taf. 5, Weber, Hethit. Kunst S. 7; Originale in Berlin). Aus dem Ende des 3. Jahrtausends sind die vereinzelt in frühminoischen Gräbern gefundenen babylonischen Zylinder wichtig (außer dem oben erwähnten ein leider sehr zerstörter aus Mochlos). Die bekannte steinerne Sphinx aus Hagia Triada erklärt sich am leichtesten als Nachbildung eines babylonischen Vorbildes. Die Hethiter mögen hier die Vermittler gewesen sein. In den Palastbauten von Boghaz-köi hat Valentin Müller Beziehungen zur zeitgenössischen kretischen Architektur nachgewiesen. Hethitische Siegelzylinder sind auf Kreta und in dem spätmykenischen Schatzfunde von Tiryns aufgetaucht (Arch. Anz. 1916, S. 145). Aber die Schrift des Diskus von Phaistos ist keineswegs hethitisch, und man muß doch betonen, daß sämtliche orientalischen Fundstücke auf Kreta ein halbes Dutzend kaum übersteigen, während andererseits die einzigen minoischen Spuren in Vorderasien einige Scherben aus SM. I sind, die Herzfeld und Sarre in Samarra ausgegraben haben. Überhaupt ist ja die verblüffende Selbständigkeit der minoischen Kunst einer ihrer größten Vorzüge.

Sehr viel reicher sind die ägyptischen Funde auf Kreta und die kretischen in Ägypten; aber gerade sie, die uns die wichtigsten chronologischen Anhaltspunkte für die minoische Kultur geben, bereiten auch große Schwierigkeiten, da sich die Ägyptologen so wenig einig sind. Allgemein wird für den Beginn der XVIII. Dynastie der Anfang des 16. Jahrhunderts v. Chr. anerkannt, der mit dem Anfang der spätminoischen Periode zusammenfällt. Von hier bis zum Ende dieser Periode, um 1200 v. Chr., besteht keine Meinungsverschiedenheit, um so mehr für die Zeitspanne zwischen der XII. und XVIII. Dynastie. Neben den minoischen Scherbenfunden aus Kahun ist vor allem ein Grab von Abydos wichtig, das eine schöne bunte Vase aus dem Ende von MM. II enthält (Evans, S. 268, Suppl. Taf. IV). Leider ist hier nur der Teil des Grabinhaltes abgebildet, der sich im Ashmolean Museum befindet, nicht aber die beiden Zylinder Sesostris' II. (1903—1885) und Amenemes' III. (1846—1798), auf denen die Datierung des Grabes in die XII. Dynastie beruht; v. Bissing, der Abdrücke dieser Zylinder besitzt, teilt mir freundlichst mit, daß die Schreibung der Königsnamen nicht die in der XII. Dynastie übliche sei. Auch sei es bedenklich, Zylinder, also Amulette, noch dazu zweier verschiedener Könige, zur Grundlage einer chronologischen Bestimmung zu machen. Für die Fayencegefäße, den Bronzespiegel, die Figürchen von Affen, Igeln und Nilpferden kann v. Bissing auch Beispiele aus dem Neuen Reich anführen; die Flaschen mit mehrfach eingezogenem Halse kämen in dieser Form in der XII. Dynastie noch nicht vor, wohl aber in der darauf folgenden Übergangszeit. Endlich betont er, daß die „third section" des Grabes, zu der die minoische Vase gehöre, gar nichts enthalte, was eine Datierung ermögliche. Andererseits reicht die Blüte der Stadt Kahun bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts herab. So bestätigt alles die Annahme von Evans (S. 290), daß die zweite mittelminoische Periode bis zum Ende des 18. Jahrhunderts dauerte. Dagegen spricht keineswegs die in einer derselben Periode angehörigen Schicht des Palastes von Knossos gefundene ägyptische Statuette aus Diorit (S. 286ff.), da ihre absolute Datierung, wie mir v. Bissing bestätigt, unmöglich ist. Die Statuette kann zu irgendeiner Zeit von der XII. bis zur XVIII. Dynastie entstanden sein, man braucht sie keineswegs zeitlich von dem Alabasterdeckel mit dem Namen des Hyksoskönigs Chian zu trennen, der ebenfalls in Knossos zutage kam. Evans, stets an Ideen reich, hebt hervor, daß die Zerstörung der Paläste von Knossos und Phaistos mit dem Zusammenbruch des ägyptischen Reiches zeitlich ungefähr zusammenfällt, und dann die Beziehungen zwischen beiden Ländern eine zeitlang nachlassen. Er weist (S. 292ff.) auf die uralten Hafenanlagen vor der Insel Pharos beim späteren Alexandria hin und erkennt in ihnen sehr geistreich eine minoische Anlage, einen Stützpunkt der kretischen Fürsten für ihren Verkehr mit Ägypten, entsprechend den spätern griechischen Kolonien.

Diese Frage müßte an Ort und Stelle näher nachgeprüft werden.

Wenn man MM. II ins 18. und MM. I in die ersten beiden Jahrhunderte des 2. Jahrtausends setzt, wofür ja auch der erwähnte babylonische Zylinder spricht, so bietet das alles keine Schwierigkeiten (die Zeitangaben bei Fimmen, Die kretisch-mykenische Kultur S. 152ff. und Karo bei Pauly-Wissowa u. Kreta XI 1766 wären entsprechend zu berichtigen). Sehr störend sind dagegen die durch Steingefäße, Petschafte und Skarabäen in größerer Zahl unwiderleglich nachgewiesenen Beziehungen Kretas zu Ägypten in der frühminoischen Periode. Denn diese Stücke werden z. T. ins Alte Reich, z. T. sogar in vordynastische Zeit gesetzt, und nach dem neuen chronologischen System von Borchardt käme man damit sogar ins 5. Jahrtausend hinauf. Es erscheint mir vollkommen ausgeschlossen, daß die frühminoische Periode fast ebenso viele Jahrtausende gewährt haben sollte wie die Blütezeit der mittelminoischen Jahrhunderte. Dann müßten die Gräber sehr viel zahlreicher, die Fundschichten unendlich viel tiefer sein, während sie tatsächlich den mittelminoischen etwa entsprechen. Auch die ganze Entwicklungsart dieser Kultur mit ihrem raschen Aufstreben widerspricht durchaus einer so langen Dauer. Bei einzelnen Fundstücken, wie dem oben erwähnten Steingefäß vordynastischer Zeit aus Knossos, könnte man ja eine unbegrenzt lange Erhaltung annehmen; befinden sich doch ganz ähnliche vordynastische Steingefäße heute noch im Schatze von San Marco zu Venedig und im Evkaf-Museum in Konstantinopel, als christliche und islamische Kultgeräte haben sie die Jahrtausende überdauert. Aber die ägyptischen Fundstücke aus dem Alten Reich sind auf Kreta zu zahlreich, als daß man sie auf solche Weise wegerklären könnte. Und wenn auch eine Reihe von Stücken wesentlich jünger sein mögen, wie mir wiederum v. Bissing freundlichst nachweist, so wird auch dadurch das Problem nicht gelöst. Wir müssen hoffen, daß sich die Ägyptologen aufs neue mit diesen Fragen unter Berücksichtigung des kretischen Materials befassen werden. Evans aber gebührt für sein neues Werk der aufrichtigte Dank der gesamten Altertumskunde, nicht nur der klassischen. Möge der zweite Band dem ersten bald folgen.

Besprechungen.

Kreglinger, Rich.: **Les Primitifs, l'Égypte, l'Inde, la Perse. — La Religion chez les Grecs et les Romains.** (Études sur l'Origine et le Développement de la Vie Religieuse I u. II.) (370 u. 265 S.) kl. 8°. Brüssel, M. Lamertin 1919/20. Bespr. von H. Haas, Leipzig.

Ich glaube nicht, daß ich mich je erkeckt, über einen Buchautor ein kritisches Urteil zu verlautbaren, es sei denn ich hatte seine Arbeit zuvor nicht einmal nur, sondern mindestens zweimal von Anfang bis zu Ende achtsam durchgegangen. Von den ca. 650 engedruckten Seiten der zwei kleinen Bändchen dieser Études habe ich bislang nicht mehr als nur den größeren Teil des ersten innerlich mir zu eigen gemacht. Und weiche ich nun, indem ich danach schon Kreglinger's Arbeit den Lesern der OLZ. zur Anzeige bringe, von meiner Gepflogenheit ab, so darum dies, weil mich danach verlangt, was mir noch anzusehen bleibt, statt als Zensor rein als dankbar Lernender zu lesen. Das Vertrauen hat mir mein Studium des Werkes, soweit es bis jetzt gediehen ist, gegeben, daß seine Fortsetzung mir schwerlich mehr so etwas wie eine Enttäuschung wird bereiten können. Was ich gelesen, sind die Kapitel über die Primitiven und über die Religion in Ägypten, dazu der größere Teil der Indien gewidmeten Ausführungen. Schon was der erste Abschnitt bietet und wie er das bietet, die ausgezeichnete Charakterisierung der wunderlichen Mentalität der Primitiven, von der aus er ihre eigentümlichen religiösen Vorstellungen und Praktiken verstehen läßt, genügt eigentlich, den Leser zu versichern, daß er es mit einem sehr soliden wissenschaftlichen Werke, mit der durchaus selbständigen Arbeit eines vorzüglich unterrichteten Autors von gesundem Urteil zu tun hat. In die von der unseren sehr verschiedenen Psyche des Menschen auf den Anfangsstufen religiöser Entwicklung — Kreglinger vertritt die evolutionistische Theorie — weiß der Verfasser, nicht nur Religionshistoriker, sondern auch feinsinniger Religionspsycholog, sich verstehend einzufühlen. Was er behauptet, ist ausgiebigst vielseitigst und mannigfaltigst dokumentiert. Hervorzuheben ist dabei, daß ganz und gar nicht nur geboten wird, was man anderwärts schon wieder und wieder zum Überdruß gelesen hat. Was die Arbeit von französischen und englischen Büchern dieser Art vorteilhaft abhebt, ist, daß außer der einschlägigen französischen und englischen Literatur auch und ganz besonders die deutsche verwertet ist, nicht nur die ethnologische und religionswissenschaftliche Buch-, sondern nicht weniger auch die Zeitschriftliteratur, und das wieder nicht etwa nur die ältere, anderorts schon zitierte und ausgebeutete, sondern auch die neuere und neuste bis in die jüngste Gegenwart. In den Ausführungen über die Religion der Primitiven habe ich, außer etwa Lehmann's Untersuchung über Mana und Beth's bekanntes Buch, tatsächlich kaum einen wirklich namhaften Beitrag vermißt. Den Abschnitt über die Religion der alten Ägypter stehe ich nicht an als die beste kurze Darstellung zu bezeichnen, die wir

neben Günther Roeder's Einleitung zu seinen ägyptischen Texten zur Zeit haben. Die letzten Seiten des ersten Bandes sind der Religion der alten Perser gewidmet. Daß hier auf dem knappen Raum von nicht ganz 30 Seiten alles Wesentliche zur Sprache kommt, kann schon in der Table de matières die Disposition des Stoffes zeigen: Zoroastre et le mazdéisme: Introduction historique; Zoroastre; Éléments du mazdéisme; Éléments polythéistes; Le monothéisme de Zoroastre; Éléments dualistes de sa doctrine; Cosmogonie mazdéiste; Morale mazdéiste; Rôle historique du mazdéisme. Mindestens ein weiterer Band wohl steht noch aus. Der zweite, vorliegende, ist betitelt: La religion chez les Grecs et les Romains. Das Vorwort des ersten verrät, daß auch das Christentum der Betrachtung des Autors unterzogen werden soll. Soweit ich von dem bisher Dargebotenen Kenntnis genommen habe, bestätige ich dem Verfasser gern: „ces recherches ont été faites, d'une part avec l'objectivité absolue qu'exige tout travail scientifique, et d'autre part avec la sympathie que méritent les efforts assidus et souvent douloureux des grandes âmes religieuses pour développer la vie de l'esprit et d'adoucir les souffrances qui accablent tant d'existences humaines".

Scheftelowitz, J.: **Ein Beitrag zur Methode der vergleichenden Religionsforschung.** Monatsschrift f. Gesch. u. Wiss. des Judentums. 65. Jahrg. 1921. (S. 107—130.)

Deißner, Prof. D. Kurt: **Religionsgeschichtliche Parallelen**, ihr Wert u. ihre Verwendung. (Prinzipienfragen der neutestamentl. Forschung, 1. Heft.) (III, 34 S.) 8°. Leipzig, A. Deichert 1921. M 5 —. Bespr. von Hans Leisegang, Leipzig.

Beide Arbeiten beschäftigen sich mit der Methode der vergleichenden Religionswissenschaft. Scheftelowitz warnt vor allem davor, ohne Kenntnis der orientalischen, insbesondere der altjüdischen Quellen, nur gestützt auf Material aus zweiter Hand, weittragende Schlüsse über religionsgeschichtliche Zusammenhänge zu ziehen. Er weist nach, daß die von C. Clemen (Religionsgesch. Erklärung des N. T. 1909 S. 109) aufgestellte Behauptung einer Einwirkung iranischen Glaubens an eine Wiederkehr des Messias in Begleitung von Frommen der Vorzeit, unter ihnen das Geschlecht des Vogels Murg, in den Texten keinerlei Begründung findet. Auch die Bezeichnungen „Himmel" und „Ort" für Gott stammen nicht, wie Bousset (Religion des Judentums, 2. Aufl., S. 351 A) will, aus dem Parsismus. Die Selbstbezeichnung Jesu als des wahrhaften Weinstocks geht nicht, wie Clemen (Die Reste der primitiven Religionen im ältesten Christentum 1916, S. 56) sagt, auf die primitive Idee einer Vergöttlichung des Weinstocks zurück, sondern sie ist ein geläufiges jüdisches Bild für den Messias und das Volk Israel. Sind hier die Entlehnungen aus Unkenntnis der Quellen falsch gedeutet, so hat man weiterhin zu bedenken, daß ähnliche Vorstellungen und Gebräuche bei verschiedenen Völkern durchaus nicht immer auf gegenseitige Abhängigkeiten zurückzuführen sind. So weist er nach, daß das Umwandeln des Altars oder des Heiligtums ein bei vielen Völkern gleichmäßig auftretender Brauch ist, daß die altindische Philosophie ebenso wie das A. T. einen Monotheismus, eine Entstehung der Welt aus dem Wasser und eine Belebung des Menschen durch den Hauch der Gottheit kennt, daß das Gleichnis vom Lahmen und Blinden in Indien und im Judentum unabhängig voneinander ausgebildet wurde und daß die Vorstellung des Schicksals als eines Rades oder einer Kugel in Indien sowohl wie in Griechenland und von da bei Römern, Germanen und Juden, dann aber auch im Neupersischen und Neuaramäischen vorhanden ist. So bieten die wenigen Blätter eine Fülle von Material, durchzogen mit treffenden Bemerkungen methodologischer Art.

Speziell auf die religionswissenschaftliche Erforschung des N. T. eingestellt sind Deißners Ausführungen. Er gibt eine Geschichte der religionsgeschichtlichen Erklärung des N. T., erörtert den Wert religionsgeschichtlicher Parallelen für das Verständnis der neutestamentlichen Schriften und stellt dann eine Anzahl methodischer Grundsätze auf, die für den Kenner des Gebietes nichts wesentlich Neues enthalten, aber in dieser straff zusammenfassenden Darstellung sehr wohl dem Zwecke dienen, den D. verfolgt: eine Verständigung herbeizuführen zwischen denen, die ihre Arbeit der religionsgeschichtlichen Forschung widmen, und den andern, die hiervon aus Prinzip nichts wissen wollen.

Valentiner, Wilhelm R.: **Zeiten der Kunst und der Religion.** (XII, 364 S. u. 44 Abb.) kl. 8°. Berlin, G. Grote 1919. M. 12 —; geb. M. 15 —. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

„Die folgenden Studien versuchen, am Beispiel einzelner bedeutender Persönlichkeiten den Geist vergangener, von Kunst und Religion erfüllter Epochen der Gegenwart näherzubringen."

Offenbar geht der Verf. darauf aus, den Zusammenhang von Kunst und Religion in verschiedenen Zeitepochen nachzuweisen. Er wählt sich die Blütezeiten des alten Ägyptens, Griechenlands, die Zeit der Minnesinger, die italienische Hochrenaissance und das niederländische Barock.

Das erste Kapitel ist Amenophis IV. gewidmet. Der ägyptische Ketzerkönig gehört nach Valentiner zu den überfeinen, nervösen Naturen, „die die Welt in ihrem Sinne umgestalten möch-

ten, deren Lebenswerk aber, da die brutale Kraft fehlt, geradeswegs dem Ziele zuzuschreiten, am Ende scheitern muß". Ist das so ohne weiteres richtig? Skeptiker werden immer wieder sagen, das über den Ketzerkönig vorhandene Material reiche nun einmal nicht aus, uns ein vollkommen klares Bild von ihm zu machen, das werde höchstens der dichterischen Phantasie gelingen. Ich wüßte nicht, wie man diesen Satz widerlegen sollte. Trotzdem wird ein jeder, der sich mit dem Könige beschäftigt, versuchen, ein möglichst der Wahrheit entsprechendes Bild zu entwerfen. Denn was wir vom Könige wissen, ist doch schließlich gar nicht so wenig, mehr als Valentiner meint. Dort heißt es S. 48: „Was ist uns vom König Amenophis IV. aufbewahrt geblieben? Sein Schädel, sein Gebet zu einem unbekannten Gott, ein paar Bildwerke seiner Hofkünstler".

Valentiner zitiert die neuesten Arbeiten über Amenophis IV. Selbstverständlich hat er sie gelesen, aber es genügt eben nicht, die neuesten Aufsätze über ein bestimmtes Thema zu studieren und über Einzelheiten Fachleute um Rat zu fragen. Der sachkundige Leser wird schwerlich den Eindruck haben, daß Valentiner den Stoff, den er den Quellen entnahm, innerlich verarbeitet hat.

Und das ist nicht so schwer. Das Material liegt in den Arbeiten von Petrie, Davies, Schäfer, Borchardt u.a. auch für den Nichtägyptologen vor.

Ob Amenophis IV. wirklich der weiche, empfindsame Träumer gewesen ist, den Verf. in ihm sieht, ist doch wohl zweifelhaft. Man hat ihn mit Joseph II. verglichen, und daran ist viel Richtiges, nur fehlte dem Kinde der Aufklärung der religiöse Fanatismus, der Amenophis IV. mit Hartnäckigkeit und unbestreitbarer Energie auf seinem gefährlichen Wege vorwärts trieb. Sollte sich die einst von Ad. Erman mit aller Reserve ausgesprochene Vermutung, der Aton hätte als Gott des ägyptischen Reiches zu einer Einigung der verschiedenen Völker beitragen sollen, bewahrheiten, so zeugt das von einem für damalige Verhältnisse außergewöhnlichen politischen Verständnis.

Man hat sich neuerdings gestritten, ob der Atonkult schon vor Amenophis bestand oder nicht. Sollte der Name neu sein, die Sache ist es schwerlich. Die Zusammenhänge zwischen dem Sonnenkult von Heliopolis und der Atonreligion sind unverkennbar. Die ägyptische Theologie drängte mit Notwendigkeit zum Monotheismus. Daß sie schließlich doch nicht dazu gelangte, gehört zu der Tragik der ägyptischen Kulturentwicklung. Überall erscheinen die Ägypter als das Volk der Anläufe, das glücklicheren Völkern sein Pfund überlassen mußte, auf daß sie damit wucherten.

Amenophis IV. hat versucht, das, was andere gedacht, in die Tat umzusetzen. Wir wissen heute, daß die Zeit dazu nicht reif war. Vor allem war es ein schlimmer Fehler, den Gott, in dessen Zeichen man in Asien gesiegt hatte, für abgesetzt zu erklären. Sollen wir den König deshalb verurteilen? Wir glauben heute, die Bedingungen religiösen Lebens besser zu verstehen und müssen den Versuch des Königs als ein phantastisches Unternehmen ansehen. Damals sah es nicht so aus.

Die überragende Stellung, die das Königtum theoretisch und in der 18. Dynastie auch tatsächlich innehatte, ließ das Unternehmen nicht als aussichtslos erscheinen. Die Priesterschaft des Amon hatte unter Hatschepsowet (wenn nicht alle Anzeichen trügen) den Versuch gemacht, eine Theokratie aufzurichten. Der Versuch war gescheitert. Sollte es nicht möglich sein, die Verhaßten gänzlich zu Boden zu werfen? Und war dieser Gegner erledigt, mit den übrigen dachte der König leichter fertig zu werden. Er hat sich, wie so mancher nach ihm, über die Schwere dieses ersten Kulturkampfes, von dem wir wissen, getäuscht.

Nun wird man sagen: „Aus den Tell-Amarnabriefen (die V. nicht näher zu erkennen scheint) geht deutlich hervor, daß die ägyptische Herrschaft in Vorderasien nur dem Namen nach bestand. Daß Amenophis nichts getan hat, dem drohenden Verlust zu begegnen, ist ein Zeichen unverzeihlicher Schwäche".

Die Symptome des Verfalls sind uns heute klar. Die Zeitgenossen werden nicht so schwarz gesehen haben. Wir haben das an uns selbst erfahren müssen. Der Pharao war ja immer noch, selbst von den Rebellen, als Herr anerkannt. Gesandtschaften gingen nach den Euphratländern und nach Kleinasien. Fehden unter den Beduinen waren immer vorgekommen. Hoffnungslos schien die Lage deshalb keineswegs, ein einziger Feldzug konnte alles wieder in Ordnung bringen. Hatte die neue Religion sich erst in Ägypten durchgesetzt, so konnte der Pharao ausziehen und sein Evangelium auch den übrigen Völkern bringen, die das Schwert seiner Vorfahren unterworfen hatte. Daß der Atonkult nicht auf Ägypten beschränkt bleiben sollte, dafür haben wir überzeugende Beweise. An ein Aufgeben Syriens hat der Erbe der Hyksosbesieger nicht gedacht.

Die Art, wie der Kampf gegen Amon geführt wurde, erscheint uns heute kindisch, vergleicht man das Verfahren Thutmosis III. gegen seine Schwester, das Verhalten der christlich gewordenen Ägypter gegen die Denkmäler des Heidentums, so wird man milder urteilen. Und heute erleben wir ähnliches.

Ich kann hier nicht des weiteren ausführen, daß Amenophis IV. nicht der war, wofür ihn seine modernen Bewunderer, eigene Empfindungen auf eine ferne Vergangenheit übertragend, halten. Das wird hoffentlich von anderer Seite ausführlicher geschehen. Nicht mit Unrecht hat man Georg Ebers vorgeworfen, daß er Menschen nach seinem Bilde schuf und sie in ägyptische Kostüme steckte. Ich halte es nicht für unmöglich, daß eine spätere Zeit Darstellungen, wie der im vorliegenden Buche, den gleichen Vorwurf macht. Bis zu einem gewissen Grade wird ja jeder Historiker dieser Versuchung erliegen, das einzige Mittel dagegen ist ein gründliches Studium der Quellen. Von dem letzteren habe ich mich bei dem vorliegenden Buche nicht überzeugen können.

Der Rahmen der Zeitschrift verbietet ein Eingehen auf die übrigen Kapitel: Phidias, Wolfram v. Eschenbach, Michelangelo, Ruysdael. Ich möchte darum nur bemerken, daß ich den Aufsatz über Wolfram für den gelungensten des Buches halte. Der Aufsatz über Phidias hat mich am wenigsten befriedigt. Wer seine Darstellung des Perikleischen Athens auf Eduard Meyers Geschichte des Altertums aufbaut, sollte nicht von einer Stadt von höchstens 100000 Einwohnern sprechen. Die hätte den peloponnesischen Krieg nicht ausgehalten.

Calderini, Aristide: **La primavera di una scienza nuova** (La Papirologia). Supplementi ad „Aegyptus", sezione greco-romana No. 1. (68 S.) Milano 1921. Bespr. von W. Schubart, Berlin-Stegl.

Mehrere Vorträge, die gebildete Hörer mit dem Werden der Papyrusforschung und ihren wichtigsten Ergebnissen bekannt machen wollen, bilden den Inhalt des Bändchens. Eine geschickte Darstellung, die durch eingelegte Übersetzungen belebt wird; beansprucht der Verfasser, nur dies zu bieten, so hat er sein Ziel erreicht. Wer mehr verlangt, vom Forschen der Gegenwart, von den staatlichen, wirtschaftlichen, religiösen Kräften des griechisch-römischen Ägyptens etwas Weiteres oder Tieferes lernen möchte, kommt schwerlich auf seine Rechnung. Überdies wirkt im Buche manches nur matt, was gesprochen vielleicht anregt. Auch die Bilder ersetzen nur dürftig die Lichtbilder, die jeden der Vorträge begleitet haben; Tafel VIII hat für die Schriftkunde einen gewissen Wert.

Giartosio de Courten, Maria Luisa: **Saffo,** con introduzione versioni e commenti. (Supplementi ad „Aegyptus", sezione greco-romana No. 2.) (176 S.) kl. 8°. Milano 1921. Bespr. von W. Schubart, Berlin-Stegl.

Leider versucht dies Buch wissenschaftlich zu sein, indem es Quellen anführt und benutzt und am Schlusse die alten und neuen Bruchstücke aus Sapphos Gedichten griechisch abdruckt. Damit ist aber noch nichts getan, und wenn wie hier die sichere Kenntnis des Griechischen fehlt, um von der Kenntnis des Stiles gar nicht zu reden, so schadet sogar die Sammlung der Bruchstücke mehr als sie nützt. Die Verfasserin ist daher notwendigerweise auch den haltlosesten Ergänzungsspielereien von Edmonds zum Opfer gefallen. Hätte sie dies alles gestrichen, ein paar der leidlich erhaltenen Gedichte in schlichter Prosa übersetzt und die Einleitung über Sapphos Leben, Dichtung und Wirkung gekürzt, so wäre trotz mancher Mißgriffe etwas Wertvolles herausgekommen. Denn jeder muß es schätzen, wenn eine Frau über die dichtende Frau sich ausspricht. Indem ich gerade dies hervorhebe, nenne ich die beste Seite des Werkchens. Die Frau fühlt wirklich manches fein und sicher heraus, vielleicht am meisten in dem Kapitel La Natura in Saffo: wie das Mädchen der Mutter gesteht, daß sie's am Webstuhl nicht mehr aushalte, weil die Liebe über sie gekommen sei, das möge man sich gesungen denken mit verschwebender Stimme des Abends auf dem Lande, ringsum die weite Welt, und am Himmel aufblitzend die ersten Sterne (S. 82). Sie fühlt auch den Zauber des Rhythmus und der Sprache, die von selbst, kunstlos der Dichterin aus dem Herzen strömen. Aber das eigentliche Wunder, wie diese schlichte Selbstverständlichkeit aus einer grenzenlosen Tiefe so verhüllend wie bekennend aufsteigt; dies Wunder, das seit Sappho nur in ein paar reinen Dichtern, vielleicht nur in Goethe wieder Leben geworden ist, dies Wunder, das jede Übersetzung unmöglich macht, hat doch wohl die Verfasserin nicht in seiner ganzen Größe erfaßt. Ich wollte, sie überließe die philologische Arbeit anderen und widmete ihr Frauenwesen ganz der dichtenden Frau; davon können und wollen wir lernen.

Schäfer, Heinrich: **Das Bildnis im alten Ägypten.** (Bibliothek d. Kunstgeschichte Bd. 2.) (10 S. u. 21 Abbildgn.) kl. 8°. Leipzig, E. A. Seemann. M. 8 —. Bespr. von Fr. W. von Bissing.

In 21 gut gelungenen Abbildungen legt uns Schäfer, unbestritten einer der besten Kenner der ägyptischen Kunst, das Bildnis im alten Ägypten vor. Aufsteigend von dem elfenbeinernen „König im Mantel", den Sch. mit Recht eine Art Vorspiel nennt — denn er weist in manchem weit über seine Zeit hinaus und birgt in sich alle künftigen Entwicklungsmöglichkeiten gerade der ägyptischen Kunst — führt das reizende Büchlein durch die Hallen des Alten Reichs, dem der bisher unbekannte Alabasterkopf in Upsala Abb. 5 zugewiesen wird, zu den „schwermütigen" Werken des Mittleren Reichs

und der heiteren Eleganz und dem Realismus des Neuen Reichs (auch einer der Gipsköpfe aus Amarna ist Abb. 13 wiedergegeben). Und dann verfolgen wir den Weg der ägyptischen Skulptur bis zu ihrem Ende in jenem Priester Hor der Römerzeit. Hier überzeugt mich wieder gerade in der knappen Auswahl Schäfers der Vergleich des Monthemhet (Abb. 18), des Berliner Kopfs (Abb. 19) und des genannten Hor, daß unmöglich zwischen diese oder neben sie die saitische Kunst Abb. 20 treten kann, sondern daß der grüne Kopf die saitische Entwicklung voraussetzt, die Richtung des Monthemhet wieder aufnimmt, aber in einer Weise, die ohne griechischen Einfluß nicht denkbar ist. Meines Erachtens hat die Auffindung des sicher griechisch beeinflußten Grabes bei Aschmunein, das Lefebvre herausgegeben hat, die Streitfrage entschieden; der ungenannte Pharao, der in der Inschrift vorkommt, kann, wie der Vergleich der Titulaturen und der Satrapenstele zeigt, kein Perserkönig, sondern nur ein Makedone sein, das Grab ist also bald nach Alexander errichtet. Schäfers Text beleuchtet die Eigenart des ägyptischen Porträts auf das beste. Er ist so knapp gefaßt, daß man ihn nur mit des Verf. eignen Worten wiedergeben könnte. Irgendwelche grundsätzlichen Bedenken wüßte ich nicht zu erheben. Die Unberührtheit der Göttergestalten von jeder Individualisierung läßt sich noch dahin erweitern, daß auch das einmal aufgestellte Ideal fast unabhängig von jeder stilistischen Entwicklung bleibt.

Sottas, Henri: **Papyrus démotiques de Lille.** Tome 1er. Avec 18 planches en phototypie (Institut Papyrologique de l'Université de Lille) (XV, 92 S.) 33:25 cm Paris, P. Geuthner 1921. Fr. 75 —. Bespr. von W. Spiegelberg, Heidelberg.

Die vorliegende Publikation erfüllt eine Hoffnung, die sich an die vielversprechende Erstlingsschrift von Henri Sottas knüpfte. Er hat jetzt seinem 1914 im Journal Asiatique (S. 141ff.) erschienenen Aufsatz über 2 demotische Papyri von Lille den ersten Band der Gesamtausgabe der demotischen Schätze dieser Sammlung folgen lassen und hat seine Aufgabe alles in allem vortrefflich gelöst. Nach einer etwas breiten, reichlich persönlich geratenen Einleitung[1] („Les études démotiques particulièment en France") und allgemeinen Ausführungen über die Herkunft und die Datierung des Papyri beginnt S. 9ff. die Interpretation der Texte. Die in diesem Bande veröffentlichten Papyri sind sämtlich Urkunden — kein literarisches Stück ist darunter — und aus der Papyruskartonnage gewonnen, die Pierre Jouguet aus seinen erfolgreichen Ausgrabungen im Fajum (Medinet Ghôran 1901 und Medinet en Nahas [Magdola] 1902) heimgebracht hat. Zeitlich gehören sie teils der vorptolemäischen Periode teils der 1. Hälfte der Ptolemäerzeit an und sind namentlich durch die aus der Zeit des Nektanebos stammenden Texte palaeographisch beachtenswert. Als das „joyaux scriptural" der Slg. bezeichnet der Verfasser das Bruchstück no. 26. Ich halte es aber für erheblich älter und möchte es der Saitenzeit (etwa 7. vorchristl. Jahrh.) zuweisen. Die breite Handschrift sowie die altertümliche Form der Zeichen und Gruppen (, , , , ρωμε,) spricht dafür.

Was den Inhalt anlangt, so enthält ein großer Teil der Papyri Bürgschaftsurkunden, die jetzt durch die große Arbeit von Partsch-Sethe[1] ihre endgültige und mustergültige Erklärung gefunden haben, die durch das neue Material ihre volle Bestätigung erhält. In den Urkunden 1.2 und 4 handelt es sich um Gestellungsbürgschaften für Leute (a) Dorfwächter b) ohne Bezeichnung c) Königsbauer), die „in[2] der Hand" von Gefängnisaufsehern „verhaftet" waren, einmal mit dem Zusatz „in dem Gefängnis dieses Dorfes". Ich glaube, daß es sich in diesen Verträgen um einen Gefängnisaufseher (vergl. Gen. 39 22ff.) handelt, der Leute, die aus irgend einem Grunde bei ihm in Gewahrsam waren, für Arbeitsleistungen (Wachdienst, Landarbeit) auslieh. Die Arbeitgeber mußten sich aber verpflichten, den entliehenen Gefangenen jederzeit zur Verfügung des Gefängnisaufsehers zu halten und leisteten dafür Bürgschaft.

Unter den übrigen Texten ist eine Gruppe von 9 Urkunden nr. 12—20 hervorzuheben, die Sottas richtig als „déclarations de bétail" bestimmt hat, die ersten derartigen Dokumente in demotischer Fassung. Ihr Wert wird noch durch die griechischen Unterschriften erhöht[3]. Ich lasse eine Übersetzung des Schemas folgen, die

1) Sie ist bemerkenswert objektiv gehalten, wenn mir auch Revillouts Verdienste zu ungunsten von Brugsch überschätzt zu sein scheinen. Für die Wissenschaft, die über den Nationalitätsfragen steht, ist es jedenfalls erfreulich, daß Sottas nicht die unwissenschaftliche Arbeitsweise Revillouts übernommen, sondern sich die von Erman und seiner Schule (vor allem Sethe) entwickelte philologische Methode zu eigen gemacht hat. — Eine bezeichnende Äußerlichkeit möchte ich nicht unerwähnt lassen. Der Verfasser tituliert sich „ancien élève de l'école speciale militaire de Saint-Cyr, Directeur d'études à l'école pratique des Hautes-Etudes (Sorbonne)", nennt also an erster Stelle seinen einstigen militärischen Titel, erst an zweiter seinen jetzigen Gelehrtenberuf. Soweit hat es der Militarismus des kaiserlichen Deutschland nie gebracht.

1) Demotische Urkunden zum ägyptischen Bürgschaftsrechte vorzüglich der Ptolemäerzeit Leipzig 1920.

2) So möchte ich statt „durch die Hand" übersetzen, was gleichfalls möglich ist.

3) Der Name des Kontrahenten von nr. 20 ist *P3-di-Rnn.t* = Πετερμοῦθις zu lesen.

sich nur in Einzelheiten von der des Herausgebers unterscheidet:

[1] „Im Jahre 34, welches das Jahr 35 des Königs Ptolemaios, Sohnes des Ptolemaios ist[1] —

[2] Der Eid, welchen A, Sohn des B, dem Distriktsverwalter[2] Diogenes geleistet hat:

[3] Bei dem König Ptolemaios, dem Sohne des Ptolemaios, und Arsinoe, der bruderliebenden Göttin, und den Götterbrüdern, den lebenden Göttern,

[4] Alle Schafe (ϵϲϣϣ), die mir gehören, und die Lämmer (ϱιϵιß) und die Böcke (ϩⲁⲁⲙⲡϵ) ich habe[3] sie richtig[4] einschreiben lassen.

[5] Ich habe kein Schaf der Welt in meiner Hand behalten[5].

[6] Ich habe keine Verheimlichung (*lg*), ich habe keine Lüge (ϭⲟⲗ).

[7] Wenn ich den obigen Eid (als) wahren Eid leiste, so bin ich unter den Ausgezeichneten des Königs.

[8] Wenn ich ihn falsch leiste, so bin ich in der Abscheu des Königs —

[9] Das Kleinvieh (*p3 '3w.t*)[6]: Die Schafe (Zahl), davon[7] männliche (Zahl) — Lämmer ersten (Wurfes[8]?) vom Monat Thoth (Zahl) davon[7] männliche (Zahl) — Lämmer zweiten (Wurfes?) (Zahl), davon männliche (Zahl), Böcke (Zahl)".

Der große Unterschied gegen die entsprechenden griechischen Texte liegt, wie S. schon richtig hervorgehoben hat, darin, daß diese — wenigstens in der Ptolemäerzeit — keinen Königseid (ὅρκος βασιλικός) enthalten wie die demotischen, welche eidliche Erklärungen über die richtige Eintragung des Viehbestandes sind. Das wertvollste und umfangreichste Stück ist der Pap. 29, der die Regeln der „Genossenschaft (*ḳnb.t*[1]) des Tempels des Horus von Edfu" im Fajum, und zwar in einem „Suchosdorfe"[2] (*dmj n Sbk*) enthält. Diese Urkunde ist eine sehr willkommene Ergänzung zu dem bisherigen Material[3] und es wäre an der Zeit, einmal die ganze Urkundengruppe[4] zusammenfassend zu bearbeiten. Alle bisher bekannt gewordenen Stücke stehen sich inhaltlich und formal sehr nahe, als seien sie nach demselben Schema gearbeitet. Aber in manchen Einzelheiten weichen sie voneinander ab. So enthält auch das Liller Statut gegenüber dem Cairiner in vieler Hinsicht verwandten (auch aus dem Fajum stammenden) von Tebtynis allerhand neue Paragraphen. Von besonderem Interesse ist die Stelle, in welcher der Titel *p3 wr (n) bjk* „der Falkengroße" erscheint, den Sottas[5] sehr glücklich in der griechischen Transkription πορεμβῆκις u. varr. der Prinz Joachim Ostraka wieder erkannt hat. Sonst erwähne ich noch das Bruchstück no. 27 wegen der Datierung aus der Zeit des *'rtḫšsš* = Artaxerxes und das von S. unrichtig als „statistique relative à des mouvements de population dans la province du Fayoum" gedeutete Bruchstück no 32. So viel auch an dieser Urkunde im Einzelnen noch unklar ist, so ist doch eine so allgemeine Ausdeutung schon wegen der geringen Anzahl von Menschen (Höchstzahl 707), ausgeschlossen. Die Überschrift „die Leute, welche[2] man im Jahre 22 gesandt hat, um sie nach dem Süden zu bringen"

1) Über die schwierige Frage der Doppeldatierung (Königsjahr und Finanzjahr) enthalten die Ausführungen S. 5—7 anregende fördernde Bemerkungen.

2) *p3 sḫn dnj.t* In den griechischen Unterschriften ist dieser Titel durch νομάρχης wiedergegeben. Genauer würde, wie Sottas richtig bemerkt, μεριδάρχης entsprechen.

3) Das *r*, das in no. 16 zu fehlen scheint ist hier schwerlich relativisch zu deuten. Wenigstens würde dann der ganze Satz unvollständig sein. Vielmehr wird das *r* (/) partizipales ϵ sein und die Form ϵⲁ wird hier wie gelegentlich im Koptischen (Steindorff: Kopt. Gram.[2] § 328) unabhängig gebraucht sein. Übrigens neige ich mehr und mehr der m. W. zuerst von Brugsch (Thesaurus V Einltg. Seite VIII Anm.) ausgesprochenen Ansicht zu (vgl. auch OLZ 1904 S. 199), daß das koptische Perfectum I ⲁ auf demotisches *w3ḥ* zurückgeht. Auch Sottas (S. 38) wirft jetzt diese Frage wieder auf.

4) Wörtlich „gemäß dem, was heil ist" no. 20 hat *r ḫ p3j-k wḏ3* „gemäß deinem Heil".

5) Wörtlich „gelassen" d. h. wohl ich habe kein Schaf unterschlagen. Man könnte auch übersetzen „ich habe kein Schaf d. W. aus meiner Hand gelassen", was ebenso gedeutet werden könnte.

6) Für den maskulinen Gebrauch des Wortes *ϵw.t*, *3w.t* „Kleinvieh" in der Spätzeit siehe Junker: Wiener Zeitschr. f. Kunde d. M. 26 S. 56 Anm.

7) Sottas (S. 45) weist mit Recht darauf hin, daß die griechische Sigle ⌊=ῶν, die in der Unterschrift steht, zu den von den griechischen Schreibern aus dem Demotischen entlehnten gehört. Vergl. Wilcken Grundzüge I, Seite XLV.

8) Sottas „de première catégorie". Zu meiner Übersetzung vergl. Diodor I 87 τὰ δὲ πρόβατα δὶς μὲν τίκτειν Es handelt sich also um jüngere und ältere Tiere.

1) Ich möchte jetzt mit Sottas (S. 63) meine letzte Lesung *3'sn.t* „Sechserschaft" aufgeben und zu meiner früheren *ḳnb.t* zurückkehren, obwohl sich mein palaeographisches Gewissen noch etwas sträubt, in allen den verschiedenen Formen dieses proteusartigen Gebildes dieselbe Gruppe zu sehen.

2) Zu dieser geographischen Bezeichnung siehe Sethe: Bürgschaftsurk. S. 16. Den Namen liest Sottas *Ps*, was sicher nicht dasteht. Aber einen positiven Lesungsvorschlag wage ich nicht.

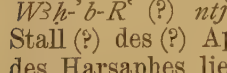
3) Siehe San Niccolo: Ägyptisches Vereinswesen I 18 II 55.

4) Das von Sottas (S. 57) erwähnte Herrn Seymour de Ricci gehörige Papyrusfragment aus dem 3. Jahre des Hakoris habe ich ebenso wie die anderen mir von dem gegenannten Gelehrten zur Bearbeitung übergebenen Papyrusbruchstücke im ägyptologischen Institut der Universität Straßburg deponiert. Ebendort sind auch die W. M. Flinders Petrie und dem Musée Cinquantenaire in Brüssel gehörigen Papyrusbruchstücke und Ostraka im Dezember 1918 von mir mit Angabe der Eigentümer hinterlegt worden.

5) Revue archéol. XIII (1921) Le thiase d'Ombos (Avril-Juin).

6) *n-'m-w* = ⲛⲙⲙⲟⲩ ist das rückbezügliche Pronomen des Relativsatzes nicht „ici".

läßt am ehesten an einen Arbeitertransport für bestimmte Arbeiten denken. Leider ist in dem Stücke vieles lexikographisch unklar. Das von S. zweifelnd als „Zelt“ gedeutete Wort hat diese Bedeutung sicherlich nicht. Eher könnte man das betreffende nicht sicher lesbare Wort in Verbindung mit dem folgenden *nd*=ⲛⲁⲧ „Gewebe“ als „Weberei“ deuten. Dann könnte es sich um Verschickung von Leuten in Webereien handeln, aber das ist nur eine Vermutung. Von einer Gruppe von Leuten heißt es nach meiner Lesung und Deutung „sie saßen (*-'r=w ḫms*[1]) auf dem Sande ohne Haus und fanden keine Web- . . ? .“ Soll das auf Arbeiter gehen, die keine Beschäftigung fanden und nun obdachlos herumsaßen?

Da ich diese Anzeige nicht unnötig lange hinausziehen wollte — bis dat qui cito dat — habe ich die Texte noch nicht bis in Einzelste durchgearbeitet, aber mein Gesamturteil kann ich auch heute schon mit gutem Gewissen dahin abgeben, daß Sottas im großen und ganzen gut gelesen und übersetzt hat. Ich habe bei meiner ersten Prüfung nur verhältnismäßig wenig — für eine demotische Pionierarbeit kein geringes Lob — zu verbessern oder hinzuzufügen gefunden. Der folgenschwerste Lesefehler liegt in Nr. 21 vor, wo S. die entscheidende Gruppe (Z. 6 und 13) zweifelnd *mktr* gelesen hat, während sicher *k3m* „Garten“ dasteht. Es handelt sich demnach um die „Garten-Steuer“, die ἀπόμοιρα παραδείσων, die in der Höhe eines Sechstels (ἕκτη) des jährlichen Ertrages an die ägyptischen Tempel zu entrichten war[2]. Sonst habe ich folgende abweichende Lesungen vorzuschlagen no. 4 Z. 3 lies *Dḥwtj-'w* (= Thoteus), *T'-nt-'men* (= Taamunis) und Z. 11 *Njt-'rdj-s* (= *Nitertais). In nr. 6 lies Z. 4 *'r3w* (Ortsname) Z. 10 *w' stp* Z. 12 *mhi* ( ), in nr. 9 Z. 27 „geschrieben von *P3-gir*“. In den aus der Zeit des Nektanebos stammenden schwer lesbaren Bruchstücken sind viele unmögliche Transkriptionen, worüber der Verfasser sich selbst klar gewesen ist. In nr. 22 Z. 6 lese ich *p3 'hi . . . W3ḥ-'b-R'* (?) *ntj ḥr p3 ḥtp-ntr n Ḥr-šf* „der Stall (?) des (?) Apries, der auf dem Tempelgut des Harsaphes liegt“. Der Vater des Schreibers Z. 11 hieß *'nḫ-Ḥ'pj*, no. 26 Z. 2 steht deutlich  als Ende eines Königsschildes[3] (?) da, den ich freilich nicht zu ergänzen vermag. Die schwierige Stelle in no. 29 Z. 17 *'w p3 š' 'r-f p3 š' 'r-n* möchte ich übersetzen „indem das Schicksal, das er macht, das Schicksal ist, das wir machen“ d. h. indem wir sein Los teilen. Die ganze Stelle bedarf aber in Verbindung mit den Paralleltexten noch näherer Untersuchung, die freilich nur am Original oder mit einer besseren Reproduktion desselben angestellt werden kann. *ḫw* (S. 65) ist kopt. ⲙⲟⲟⲩ „Weihrauch“, ebenso ist in no. 30 das Wort *dḥ* ⲧⲱϩ „Stroh“ verkannt worden. Das n. pr. in no 31 Z. 8 ist *T'-nt-š'* (Gruppe für „Brief“) zu lesen.

Noch eine Bemerkung über die Reproduktion der Papyri, die viel zu wünschen übrig läßt und den Herausgeber selbst (Seite XI) nicht befriedigt hat. Ich möchte ihm dringend zu einem besseren photographischen Verfahren raten. Seitdem ich selbst bei den Cairiner Papyrus die Erfahrung gemacht habe[1], daß ein guter Photograph in sehr viel schwierigeren Fällen als den Liller Papyrus vorzügliche Resultate erreicht, gebe ich jedem Fachgenossen den Rat, so lange zu suchen, bis er den richtigen Photographen gefunden hat.

Ich wiederhole, mit dieser Arbeit hat sich Sottas als selbständiger Demotiker auf das beste ausgewiesen. Er würde der berufene Mann sein, um endlich die alten Schulden der französischen Ägyptologie auf demotischem Gebiete abzutragen, die Veröffentlichung der demotischen Schätze des Louvre aus der Bibliothèque Nationale, vor allem der demotischen von Mariette im Jahre 1851 gefundenen Serapeumsstelen. Möchte diese Publikation nicht mehr zu lange auf sich warten lassen. Sie würde der Wissenschaft mehr Neues bringen als die erfolgreichste Ausgrabung in Ägypten — und erheblich weniger kosten.

Smith, Sidney, M. A.: **The first campaign of Sennacherib, king of Assyria**, B. C. 705—681. The Assyrian text edited with transliteration, translation, and notes. (The „Eothen“ Series II.) (VI, 90 S.) 8°. London Luzac & Co. 1921. 30 sh. Bespr. von Bruno Meissner Berlin.

In das British Museum ist vor kurzem ein Zylinder Sanheribs (Nr. 113203) gelangt, der zwar nur seinen ersten Feldzug, diesen aber wesentlich ausführlicher als unsere bisherigen Quellen behandelt: Merodachbaladan hatte es verstanden, durch große Geschenke den Elamiterkönig Kudur-Nachundi zu einem Bündnis zu bewegen. Dieser hatte ihm ein von seinem

1) Mit fehlerhafter Schreibung.
2) Siehe Wilcken: Ostraka S. 157ff.
3) Wenn man freilich an die späten Schreibungen von *ḫ'* (z. B. Mag. Pap., Petub.) denkt, so könnte das, was ich als Schluß der Kartusche deute, auch Wortdeterminierung von *ḫ'* sein.

1) Ich fand damals durch die Vermittlung von Captain G. Lyons im Public Works Department zu Cairo den Photographen I. Kearney, der da scharfe klare Aufnahmen erzielte, wo Emil Brugsch und ein bekannter Cairiner Photograph gänzlich versagt hatten. Wenn ich mich recht entsinne, arbeitete er nicht mit Trockenplatten sondern präparierte die für die Papyrusaufnahmen bestimmten Platten selbst.

General Imbappa kommandiertes Heer von 80000 Mann zu Hilfe geschickt, und dazu kamen dann babylonische Truppen, die aus dem ganzen Lande vom Persischen Golf bis nach Kuta aufgeboten waren. Die vereinigten Heere nahmen um Kuta Aufstellung. Sanherib, der von diesen Vorbereitungen Kunde erhalten hatte, brach am 20 Schebat, also noch im Winter, von der Stadt Assur auf. Einen Teil seiner Truppen schickte er unter seinem Rab-schaq, ohne Kuta zu berühren, direkt nach Kisch, während er selbst gegen Kuta zog. Merodachbaladan verließ bei der Gefahr, die Kisch und indirekt auch Babel bedrohte, mit einem Teil seines Heeres Kuta, zog südwärts und griff die von Sanheribs General geführten assyrischen Truppen an. Der babylonischen Übermacht vermochten diese nicht stand zu halten und werden wohl, obwohl es Sanherib nicht direkt zugibt, eine Niederlage erlitten haben. Während hier die assyrischen Waffen nicht glücklich kämpfen, gelingt es Sanherib dagegen, die von den Verteidigern entblößte Stadt Kuta zu erobern. Darauf zog er Merodachbaladan entgegen nach Kisch. Dieser entfloh aber, ohne eine Entscheidung abzuwarten, und der elamitische Anführer erlitt mit seinem aus Elamitern, Aramäern und Kaldäern gebildeten Heere eine Niederlage. Sanherib eilte nun schnell nach dem ungeschützten Babel, das dem Sieger die Tore öffnete. Merodachbaladans Person, der nach der Landschaft Guzummanu entflohen war, konnten die Assyrer, obwohl sie ihn 5 Tage lang suchten, nicht habhaft werden, aber die siegreichen Heere zogen südwärts und eroberten ganz Babylonien, das damals in 4 Provinzen eingeteilt wurde: Bît-Dakkûri (um Borsippa und Marad), Bît-Sa'alli (südlich davon), Bît-Amukkâni (um Larak) und Bît-Jakîn (um Larsa, Eridu, Dûr-Jakîn). Die Bevölkerung des Landes war damals schon fast rein aramäisch, die des flachen Landes vollkommen und zum Teil auch die der Städte, mit Ausnahme des südlichen Teiles, wo Kaldäer saßen. — In Babylon wurde der assyrerfreundliche Bêl-ibni auf den Thron gesetzt. — Auf der Rückkehr wird noch eine Reihe anderer Aramäerstämme ausgeplündert, dem Nabû-bêl-schumâte, dem Gouverneur von Chararâte, schwerer Tribut abgezwungen, und die Mannschaft der Stadt Chirimmu abgeschlachtet. Dieser Bezirk wird in assyrische Verwaltung genommen und muß sich verpflichten, jährlich noch Opfergaben für die assyrischen Götter zu liefern. Nach diesen Taten kehrte Sanherib dann mit ungeheurer Beute beladen nach Ninive zurück. — Den Schluß der Inschrift bildet die Beschreibung des Palastbaues in der Hauptstadt, die uns zwar aus anderen Berichten fast ganz bekannt ist, aber doch auch einige wichtige neue Aufschlüsse bringt.

Die Bearbeitung dieses Textes hat der neue Assistent des British Museum, Herr Sidney Smith, übernommen. Wenn man an diese Erstlingsarbeit auch keinen allzu hohen Maßstab anlegen darf, so muß doch ausgesprochen werden, daß Herr Smith noch fleißig wird zulernen müssen, ehe seine Leistungen an die seines Vorgängers King heranreichen werden. Vorläufig haften, wie mir scheint, sowohl der Edition (wenn anders dem assyrischen Schreiber nicht diese Fehler zuzuschreiben sind), als auch der Übersetzung und dem Kommentar nicht geringe Mängel an. Um dieses Urteil zu begründen, greife ich einige Einzelheiten heraus, bemerke jedoch, daß ich einzelne Verbesserungsvorschläge, die unten mitgeteilt sind, Ebeling verdanke (mit Eb. bezeichnet).

Z. 3 ist: *rappu* nach King, Stud. in east. hist. I, 82, 17 u. ö. mit Delitzsch AL.^{5} 178 wohl als „Feuerbrand" aufzufassen.

Z. 5 ist gewiß zu emendieren und zu übersetzen: *ba-ḫu-la-a-te* (*mât*) *Aššur* (*KI*) *u-ma-'i* (!)*-ru i-na taš-me u sa-li-me* = (als) ich die Mannen von Assyrien in Gehorsam und Frieden regierte.

Z. 6 lies gewiß: *ša an-zil-la-šu k[a]b*(!)*-tu* = dessen Frevel schwer war. S.'s Lesung: *ša annun la šurittu* und Erklärung dieses *šurittu* als Permansiv III, 1 von רחת ist recht unglücklich.

Z. 7 lies: *e-tir-ri-su k[it]* (!) *-ru* = er bat ihn (I, 2 von *erêšu* mit dem Suff. der 3. Pers. Sing.) um ein Bündnis.

Z. 14 am Ende möchte ich lesen: *ša la i-[d]u-r[u]* (!) *mi-t[u]-tum* = welche das Totsein nicht fürchteten. Fraglich ist es, ob Z. 17 dieselbe Redensart vorliegt, die Spuren scheinen dagegen zu sprechen. Vielleicht ist hier: *š[a] [l]a i-du mi-n[u]*(!) *-tú* = die keine Zahl kannten, zu lesen. Z. 14 möchte Eb. lesen: *ša la i-du-ú mi-ḫ[ir]-tum* = die von Abgaben nichts wußten d. h. wissen wollten.

Z. 17 liegt jedenfalls ein Schreibfehler für: (*am.*) *E*(!)*-la-mu-u* vor.

Z. 18 steht: *taḫazi dan-nim*, wie S. ohne Fragezeichen liest, jedenfalls nicht da, vielleicht sind die Spuren zu ergänzen: *u-ša-an-[ṣir] ka-[a]i*(?)*-[a]n* (?) = er ließ beständig bewachen. Eb. möchte lesen: *ušanṣir k[a]-a-di* (!) = er stellte Wachposten auf; vgl. JAOS. XIX, 45.

Z. 19 ist nach Asarh. Zerbr. Pr. I, 10 gewiß zu lesen: *ar-ka-[a] ul ú* (!) *-ki* = auf den hinteren Teil wartete ich nicht.

Der Schluß von Z. 20 ist in gemeinsamer Arbeit von Eb. und mir folgendermaßen wiederhergestellt worden: schickte ich vor mir voraus (mit folgendem Befehl): Besetzt den Weg Me-

rodachbaladans, seid nicht lässig (*e te-ga-a*), macht fest seine Bewachung (*dun-ni-na ma-ṣar(!)-tuš*).

Z. 22 ist *ili'û* ein Zustanssatz.

Z. 23 ist mit Eb. *ti-bu šam(!)-ru* = ein wütender Angriff zu lesen. — Ich ergänze natürlich: *a[ṣ](!)-li-iš u-ṭib-bi-iḫ* = wie Wildschafe schlachtete ich.

Z. 24 bedeutet: *bêl ḫiṭṭi* nicht: who were chiefs of the rebels, sondern nur: aufrührerisch, sündig. Ebenso Z. 52.

Z. 27 ist das: [*lat*] bei: *el-*[*lat*]*-su* wohl vom Schreiber ausgelassen.

Z. 28. Beachte den Namen der arabischen Königin: *Ja-ti-'-e* und ihres Bruders: *Ba-as/z, s-ḳa-a-nu.*

Z. 35 erwartet man: *ša ia-'-nu*(!) *ma-na-aḫ-tum* = die keinen Ruheplatz hatten.

Z. 36ff. sind nur *26* von den *33 âlâni dannûti* namentlich genannt.

Z. 43 beachte den Stadtnamen: (*âl*) *Dûr-*(*m*) *Bir-da-da.*

Z. 53 bedeutet: *mânaḫu* vermutlich wie in der Serie *ana ittišu* (II R. 15, IV, 18 = AOTU. II, 1, 38, 10) und wie das gleichbedeutende *mânaḫtu* „Mühewaltung". — Ib. am Schluß lies im Text: *ú-ša*(!)*-kil.*

Z. 58 bedeutet: *napištu ul êzib* nicht: not a soul remained.

Z. 61 bedeutet: *ezib* hier wie Sargon 8. Feldz. Z. 406 „außer", altbab. auch: *êzub.* Also: außer den Menschen, Eseln, Kamelen, Rindern und Kleinvieh, die (*ša!*) meine Truppen weggeführt (*e-bu-ku-nim-ma*(!) und für sich erworben haben. Eb. möchte noch einfügen: *iš-*[*ki ša*] = Besitz, den meine Truppen weggeführt haben, was zu, der Größe der Lücke gut paßt.

Z. 62 lies wohl: *šip-ṣu paṭ(?)-ru*, resp. *gaš(!)-ru* wenn im Text in verändert werden dürfte.

Z. 68 ist in der Übersetzung ausgefallen: *lêsu* (= *lêtsu*) *ul iddâ* = seine Kraft nicht geworfen hatte. Vgl. dazu Sarg. Ann. 271: *TE* (= *lêt*)*-su-nu iddû*, das Smith S. 79 ganz falsch erklärt.

S. 77 ist das: [*ni*] bei *ú-dan-*[*ni*](!)*-na* wohl vom Schreiber ausgelassen.

Z. 78. Für *tišaru* vgl. auch noch Messerschmidt KAHI. I, Nr. 3, 36; Salm. Throninschr. 47 (BA. VI, 1, 153).

Z. 80. *pašâlu, pitâšulu* scheint wirklich wie sein ungefähres Synonymum *itašlulu* „schleppen, sich schleppen" zu bedeuten. Auffallend ist aber bei der Form das Impf. auf: *a* gegenüber gewöhnlichem: *i* und die Verdoppelung des: *l.* Daher wäre eine Emendation: *iš*(!)*-šal-lu-ni* = (die) weggeschleppt wurden zu erwägen.

Z. 81 wird: *erêš* nur „Geruch" bedeuten. — Ob nicht doch: *ú-rak(!)-kis* zu lesen ist? Der Lautwert: *šir* für ist doch zu selten.

Z. 83. Man erwartet anstatt: *šú-ta-ki-ti* ein anderes Adjektiv, wohl nicht: *šú-ta-ḫu ti*, weil dieses Z. 84 folgt. Vielleicht ist mit Eb.: *šú-ta-pu* (oder)*-ti* = doppelt zu emendieren, zumal dieses Epitheton bei: (*kakkab*)*urmarḫḫu* sich auch Thompson, Rep. II, Nr. 189 (81, 2—4, 107, 4) findet. — Am Schluß der Zeile l.: *ma-lu-ú nam-ri-ri* = voll von Glanz.

Z. 84. *šub/pû/pu'*, das dem *šûpušu* parallel steht, ist dem Sinne nach klar, aber seine Erklärung ist unsicher. — Ib. *uggalli* sind „Löwenkolosse". Smith übersetzt: drums.

Z. 85. Statt: *ṣênu* (das nur „Kleinvieh" bedeutet) umschreib: *immeru.* — Ib. *as-mu* am Schluß bedeutet nicht: I adorned, sondern ist ein Adjektiv.

Z. 86. Die Form *is-si-ḫa* ist mir unklar.

Z. 87 l.: *ḫur*(!)*-ru-šú.*

Z. 91 l.: *uš-par*(!)*-du* (Var.: *di*)*-ma* = ich ließ erstrahlen.

Z. 92 l.: *ak-ri* = ich bewirtete.

Z. 93. *ri-é-um* ist nicht a confusion of the roots *ri'u* and *ra'mu*, sondern bedeutet nur „Hirt".

Z. 94 l.: *lip*(!)*-šú-uš.*

In der Unterschrift bedeutet: *MU-ŠIT* „Zeile".

Wie man sieht, bleiben in dieser leichten Inschrift doch noch mancherlei Unklarheiten bestehen. Das Haupterfordernis ist, daß der Text zuerst endgültig festgestellt wird. Daher wäre es sehr zu wünschen, wenn das British Museum bald eine genaue Kollation desselben möglichst in Autographie veröffentlichen würde.

British Museum. The Babylonian Story of the Deluge and the Epic of Gilgamish. With an Account of the Royal Libraries of Nineveh. (58 S. mit 18 Abbldgn.) gr. 8°. London, British Museum 1920. 1 sh 6 d. Angez. von H. Ehelolf, Berlin.

Eine Broschüre, die sich an weitere Kreise, in erster Linie an Besucher des Britischen Museums, wendet. Einleitenden Bemerkungen über die Entdeckung und Bergung der Tontafelsammlungen in Niniveh, die des Verfassers Beschlagenheit auf diesem Gebiete der Geschichte der Assyriologie erneut durchblicken lassen, über Assurbanipal[1] als Freund der Wissenschaft und „Gelehrten" folgen Abschnitte über die Entdeckung des Gilgamesch-Epos und der Sintflutsage durch George Smith und über die verschiedenen Versionen dieser Sage im alten Baby-

1) Von ihm heißt es u. a.: To many of his (d. i. Assurbanipal's!) copies of Sumerian hymns, incantations, magical formulas, etc., Ashur-bani-pal caused interlinear translations to be added in Assyrian (S. 18), was doch erst noch bewiesen werden müßte.

lonien. Daran schließt sich eine Übersetzung des Flutberichtes des Berossus sowie der gesamten 9. Tafel des Gilgamesch-Epos[1]. Die Seiten 40—57 endlich enthalten eine ausführlicher gehaltene Inhaltsangabe des gesamten Epos. 18 Abbildungen, die teilweise mit dem Texte nur in losem Zusammenhange stehen, sind beigegeben, sämtlich Stücke aus dem Besitz des Britischen Museums, in 4 Fällen Reproduktionen aus dem Inschriftenwerk Rawlinson's, ohne daß gelegentliche Fehler dort korrigiert wären. Die Übersetzungen, die, wie das im Wesen einer solchen Broschüre liegen mag, ihre Quellen nicht nennen[2], geben ein Bild des Textes, bleiben aber weit hinter dem zurück, was man heute erwarten kann und auch in einer solchen Darstellung erwarten müßte. Daß auch in Assur Stücke des Epos gefunden sind und einiges davon bereits veröffentlicht vorliegt, ist nicht erwähnt noch verwertet, wiewohl das besonders bei Behandlung der 6. Tafel, von der Zz 1—21 übersetzt sind, wohl zu wünschen gewesen wäre.

Grant, Elihu: **Babylonian Documents of the Classical Period.** (32 S.) gr. 8°. Philadelphia 1919. Privatdruck. Bespr. v. B. Landsberger, Leipzig.

Da der Typus der südbabylonischen Urkunden im Gegensatz zu den nordbabylonischen noch recht mangelhaft bekannt ist, bietet diese Ausgabe von 71 Vertretern jener Gattung (wenngleich wohl nur ein Vorläufer größerer Museumspublikationen) viel neue Belehrung. Die Tafeln stammen, wie sich mit Sicherheit vermuten läßt, aus Larsa und gehören sämtlich der Regierungszeit des Rīm-Sin an[3]. Ein großer Teil der Urkunden weist zudem einen geschlossenen Kreis von Personen auf, die sich um den Großbürger Balmunamḫe gruppieren. Im folgenden hebe ich das Wichtigste aus dem Inhalte hervor[4].

Adoption: Nr. 68, 8ff. lies wohl: 5 1/3 gín kù-babbar ù 2 KU.BAR.SI.ME.EŠ nam-bulug (!)-gá (!)-ni-šú in-na-an-sum „hat sie (die Adoptivmutter) für das Großziehen des Kindes ihm (dem leiblichen Vater) gegeben", vergl. Serie *ana ittišu* II R 33, 16ef: nam-bulug-gá-a-ni-šú = *a-na tar-bu-ti-šú*. — Ehe: Nr. 66. Ein Sklave wird vom Vater der Tochter als *qīštu* (in die Ehe) mitgegeben, dabei ausdrücklich hervorgehoben, daß dieses Geschenk nicht zur Mitgift gehört (*e-zi-i-ib nu-du-un-ni-e-šá* Z. 4f.), sonach ein Paraphernalvermögen. Danach dürfte auch der Inhalt von Nr. 65 zu verstehen sein: Geld zur Anschaffung einer Sklavin, eine Armspange, ein Fingerring, 2 Kopfbinden, „welche A. ... seiner Tochter als ihr Geschenk (?) (lies wohl: *a-na* PA(!).KAB.DU(!)-*šá*) gegeben hat, hat B., ihr Schwiegervater, übernommen. Dies ist das (Gut), was in die Mitgift nicht eingerechnet (?) ist" (*šá a-na* ...[1] *nu-du-un-nu-ú la* (?) *du-u* [*ḫ-ḫ*]*u* (?)-*ú* Z. 16f.)[2]. Diese Stelle ist freilich zu unsicher, um für *šeriqtu* die Bedeutung „Paraphernalvermögen" zu ergeben. Doch würde sich der Sprachgebrauch des Kod. Hamm., wo *šeriqtu* = „Mitgift", sehr gut aus einer Verwischung des Unterschiedes der beiden Vermögensarten der Frau erklären. — Eine Art Verlöbnis scheint in Nr. 7 vorzuliegen, wo leider die Zeilenanfänge fehlen. Hier leistet ein Vater zunächst einen assertorischen Eid, daß A. mit seiner Tochter weder Umgang gehabt noch sie geheiratet habe ([*Pu*]*zur*-dMAḪ *a-na la te-ḫi-e-im* [*iš*]*la a-ḫa-zi-im*[*ni*]-*iš ilim iz-ku-ru* Z. 6ff.), verspricht sodann durch Königseid, das Mädchen für B. zu hüten und es diesem zur Frau zu geben[3]. — Unter den Kaufurkunden sind folgende bemerkenswert: Nr. 20 Selbstverknechtung. Diese, wie der Verkauf von Kindern als Sklaven (VS XIII Nr. 64 und 76, ferner die unten unter „Bürgschaft" besprochenen Urkunden), auch die Selbstverpfändung VS XIII Nr. 96 kennzeichnen die sozialen Mißstände im südbabylonischen Staate. — Nr. 35 Verkauf der Einkünfte aus dem Tempelamte eines U+KID, wozu Warka Nr. 92 4 und ebd. Nr. 9, 4 = 10, 4. — Zu dem Typus von Nr. 26 vergl. VS XIII Nr. 82. Der Verkäufer eines Hausgrundstückes erhält dafür 1. ein anderes Hausgrundstück, dessen Wert angegeben ist, zur freien Benützung, nicht als Eigentum (term. techn. für diese Art von Überlassung: *a-na ḫa-ra-ni-šu iš-ku-uš-šum*, wofür VS XIII nur: (*a-na zi-im-da-at šar-ri-im*) *iš-ku-uš-šum*[4]; 2. eine Ausgleichszahlung = *tappilātum*. Dazu Schorr, GGA 1915, 424; Grant Nr. 8, 5 und 13. Die Wurzel ist natürlich nicht *ʾapālu*, sondern *napālu*, wie auch aus *ippul* CT VIII 22a, 11 und VS XIII Nr. 14, 18 erhellt. Da diesem *ippul* in den sumerischen Urkunden innan-búr entspricht (BE VI 2, Nr. 39, 16; ebd. 43, 19), ist die Syllabarangabe búr = *napālu ša tuppi* (= „der Kontrakte") SAI 236 heranzuziehen. Ein Zusammenhang mit der arab. Wurzel *nfl* = „eine Zugabe leisten" ist nicht ausgeschlossen. — Tausch: Nr. 15, 9 lies [*pu*-]*ḫa-at bi-ti šú-nu i-di-in*; vergl. VS XIII Nr. 83, 9. — Teilung: Nr. 8. Bei Gleichheit der Anteile an einem Hausgrundstück gibt der eine Erbteiler dem anderen 1/2 Seqel 15 SE als *tappilātu*. — Übernahme der Bürgschaft für Sklaven ist der häufigste Typus innerhalb dieser Kontrakte (Nr. 5, 6, 16, 17, 21, 22, 24, 25, 28, 63). Das Schema lautet in seiner ausführlichsten Fassung: X (Sklave) mu-ni ki A lugal-a-ni-ir B (ù B_1) šu-dú-a-ni[5] šu-ba-an-ti(-meš) ba-ḫa-a ú-gu-ba-an-dé (dafür auch *innabbit uddappar*) *ipparakku ekallam kabtam bīt sinništim iši*(*ḫ*)*ī*(*ma*)[6] *nēšum ikkalšu nakrum ileqqēšūma* B 1 ma-na kù-babbar ni-lá-e[3] „Für den Sklaven X hat sich gegenüber a. seinem Eigentümer, B. (und B_1) verbürgt. Wenn er verschwindet, entläuft (bzw. flüchtet, sich entfernt), sich dem Dienst entzieht, Hof, Fürsten oder Frauenhaus aufsucht, ein Löwe ihn frißt oder der Feind ihn gefangen

---

1) Z. 22 möchte ich die Verbalformen für Permansive, nicht für Imperative halten, wofür mir auch die Nominative gegenüber den Vokativen in Z. 21 zu sprechen scheinen.

2) Immerhin ist aber King, First Steps in Assyria (1898) zitiert, für die Textausgabe Haupt. Hierher gehörende Literatur in deutscher Sprache ist nirgend verzeichnet.

3) Nur das Datum von Nr. 3: mu dRi-im-dSin lugal und das von Nr. 8 und 9: mu dRi-im-dSin lugal-la (?) lù-kúr lù-ḫul-gál (kur-ta kur-kur (!)-šú) wären dem noch nicht völlig gesicherten Rīm-Sin II, bzw. Rīm-Sin redivivus zuzuweisen (vgl. Thureau-Dangin, Chronologie 42; Ungnad, ZDMG 74, 427).

4) Die Transkriptionen und Übersetzungen, welche der Herausgeber einigen wenigen seiner Texte beigibt, sind wertlos.

1) Ein unklares Zeichen mit Beischrift (Glosse?) *nudunnû*.

2) Für *ana* ... *tuḫḫû*, etwa „eine Geldsumme in eine größere einrechnen" s. das Poebel'sche Fragment der Kod. Hamm. Kol. II 6.

3) Freilich ist die Ergänzung des Anfangs von Z. 11 schwierig: *lu* erscheint grammatisch, *la* inhaltlich unmöglich.

4) Für *šakānu* in dieser Bedeutung noch VS IX 7, 4—8, 5.

5) Nicht wie bisher gelesen: šu-ni-a-ni. Dies grammatisch unmöglich.

6) Variante Nr. 63, 11: *isaḫḫur*.

nimmt, wird B. 1 Mine Silber zahlen“[1]. Die von mir ZDMG 69, 513 nachgewiesene Redensart šudua NN. šu . . . ti = *qatāt* NN. *leqû* = „sich für jemd. verbürgen“ liegt hier vor. Danach die Ausführungen Schorrs GGA 1915, 420 zu modifizieren, auch Grant AJSL 34, 199 zu berichtigen. B. sind öfters Verwandte des offenbar durch Verschuldung in Knechtschaft geratenen Sklaven (Nr. 5, 17, 25, 63). Wie der Vergleich von Nr. 5 und 17 zeigt, wird die Bürgschaftsleistung von Zeit zu Zeit erneuert. Vergl. auch San Nicolò, Schlußklauseln der Kauf- und Tauschverträge 225, wo Parallelen aus mittel- und neubabylonischer Zeit angeführt sind, welche schon Ungnad, OLZ 1907, 145 zusammenfassend behandelt hat. — Kommenda: Nr. 36 ist ein Beleg für die aus § 100ff. des Kod. Hamm. (ergänzt durch das Poebel'sche Fragment) bekannte Unterscheidung von *tappūtu* und *tadmiqtu*, in welche das dem commis voyageur (*šamallû* des Kod. Hamm.) bzw. dem Kommendatar anvertraute Geld zerfällt. *tappūtu* ist das Geschäftskapital, *tadmiqtu* (zu *dummuqu ana* . . . = „jmd. unterstützen“) ein zinsloses Darlehen, das dem Reisenden als Reisegeld, vielleicht auch zu Geschäften in eigener Regie, dient. — Nr. 62, 8ff. (*ina šalām ḫarrānim*) *itti šalmim u kīnim* (*kaspam išaqqalu*). Diese hier erstmalig in akkadischer Fassung gegebene Redensart, deren frühere Übersetzungen schon Walther, ZDMG 69, 426 richtiggestellt hat, könnte aus einer längeren, beim Abschluß des Darlehens gesprochenen Formel verkürzt sein. [Ihre Erklärung wird von Koschaker und mir in einem Artikel vorgelegt werden K. Z.] — Miete: In Nr. 52 werden zwei (Mühl)steine auf ein Jahr vermietet; der untere ist aus *ušû*-Stein (Diorit), der obere[3] (weichere) aus *šû*-Stein[4] hergestellt. Für jeden der beiden besteht gesonderte Haftung. — Darlehen: In altertümlicher Weise mit Königseid Nr. 13. Hier wird wie in Nr. 2 und VS XIII Nr. 61 das zinslose Darlehen als šu-lal (*qīptu*) bezeichnet. — Nr. 57 erklärt sich teilweise durch Heranziehung von VS XIII Nr. 96 (s. ZDMG 69, 517): A. bezahlt für B. dem C. eine Schuld, wofür B. dem A. seinen Sohn verpfändet. „Wenn (B.) das Geld bringt, wird er seinen Sohn (wieder) fortnehmen.“[5] — Übernahme von Vieh durch einen *nāqidu* Nr. 61 und 71. Mehrere ähnliche Urkunden in AJSL 33, 220ff. — Prozeß, stets vor dem Gericht des Tempels der *Nin*-MAR KI, worüber Walther, Gerichtswesen 256[6]. Von Nr. 27 und 56 findet man eine von mir revidierte Übersetzung bei San Nicolò, l. c. 228f.[7] In Nr. 29 prozessieren Ur-Ḫulpaë (A.) und Ina-šēp-bītim (B.) um ein Haus. Der Bruder des letzteren wird zum Eide zugelassen und die (in der Außentafel namentlich angeführten) Zeugen bekehren sich zu seiner Meinung[8]. Deren eidliche Aussage lautet (nach der Außentafel): „C. (vielleicht Vater des A.) und D. (wohl Vater des B. und Bruder des C.) hatten geteiltes Eigentum. Das Haus gehörte dem D., nicht dem C. Mit dem Gelde der E. (wohl Gattin des D.) hatte er es gekauft“. — Abgaben der Binnenfischer an den Palast Nr. 31, 33, 34. Beachte den Wechsel von ba-DU und [*šu*]-*ru-bu-u* Nr. 33 Innentafel 7 = Außentafel 9.

1) Dafür auch: „A. wird Haus und Garten des B. nehmen“ (Nr. 5) oder: „B. wird dem A. (Garten und . . . als) Ersatz geben“ (VS XIII Nr. 73 und 84).

2) Etwas anderes die Klausel *ina šalmu u balṭu*, wo die Rückzahlung an die Gesundheit des Schuldners geknüpft ist.

3) Man beachte die Femininformen *šapiltu* und *elītu*, „Mühlstein“ also wie in den übrigen sem. Sprachen feminin, weil stets paarweise vorhanden (s. Holma, Körperteile XVII).

4) Zu diesem und seiner Verwandtschaft mit dem *e/ušû* s. Geller, ATU I 333.

5) In VS XIII, wo Selbstverpfändung vorliegt, lautet die Formel: „(B.) wird B. fortnehmen“ (*išta*ll[*al*]), so streng nach dem Formular anstatt des zu erwartenden „er wird sich selbst fortnehmen“.

6) Vgl. auch AJSL 33, 243, 9.

7) Nr. 56, 2 lies: ki ^{d}*Sin-ēriš*, dazu berichtigende Glosse: ki (?) *a-bi-šú i-šá-mu*.

8) Dies ist wohl der Sinn von *uttir(r)uniššu* Z. 13, vgl. LC 232, 13. Dazu das häufige lù-inim-ma bí-gur der *ditilla* (Inv. 746, 11; 929, Rs. 1; 931 Rs. 1, usw.)

Holzhey, Rektor Dr. Karl: **Assur und Babel** in der Kenntnis der griech.-röm. Welt. (53 S.) gr. 8°. Freising, Dr. Datterer & Cie. 1921. M. 6 —. Bespr. von F. H. Weißbach, Leipzig.

Eine dankenswerte Aufgabe war es zweifellos, „in kurzem Umriß ein Bild jener Kenntnisse und Vorstellungen über Babylonisches zu geben, die sich die klassische Welt auf Grund der ihr zukommenden Nachrichten verschaffen konnte“ (S. 4). Die hier vorliegende Durchführung dieser Aufgabe erweckt freilich mancherlei Bedenken. So richtig es z. B. ist, daß die Griechen und Römer ein gewisses, dem gebildeten Manne zugängliches Maß von Kenntnissen über den Osten besaßen, so schief ist der Zusatz, daß es „aus den Zeugnissen ihrer Literatur wieder herzustellen ist“ (S. 5). Verf. weiß doch selbst, wieviel von dieser Literatur für uns verloren ist, was einst im Altertum, vielleicht noch im früheren Mittelalter vorhanden war. Weshalb soll ferner die Magie etwas speziell Baktrisch-Persisches sein? Persisch ist nur das Wort, von dem Magie hergeleitet ist; die Sache selbst war den alten Sumerern und Akkadern längst geläufig, ehe Baktrien und Persien in das Licht der Geschichte traten. Ob Herodot Assur-Babel selbst besucht hat (S. 8), ist mir nicht so sicher; die Stadt Babylon kann er schwerlich gesehen haben. Xenophon kam nicht 405, sondern erst 401 in die Nähe Babylons (S. 8 unten), dessen Mauern übrigens weder er noch das Heer des jüngeren Kyros zu Gesicht bekam (gegen S. 9). Allerdings sind Xenophons Angaben meist „bestimmter“, aber selten „verlässiger“ als diejenigen Herodots. Was nützen einem z. B. die genauen Maßangaben: soundso viel σταθμοί, soundso viel Parasangen, wenn die Nachmessung so oft die Unmöglichkeit der Angaben dartut! Und die Stadt Opis, auf die Verf. hinweist, hat Xenophon mit der Stadt Sittake direkt verwechselt. S. 9 Z. 8 ist natürlich Perser statt Assyrer zu lesen.

S. 11 ist die Formulierung des zweiten Satzes zu beanstanden; Pseudo-Kallisthenes hat doch nicht nach christlicher Ära gerechnet.

S. 12 klafft ein Widerspruch: einmal sollen die 10 Könige vor der Flut 480000 Jahre regiert haben, dann soll sich ihre Regierungszeit über 432000 Jahre erstrecken.

S. 20 ist das über Cornelius Nepos Gesagte nicht voll verständlich (1. Angabe st. Umgebung?).

S. 22. Ob der Verlust von Jubas Werk über die Assyrer so sehr zu beklagen ist? Hoffen wir wenigstens, daß es nicht lauter solchen

Tratsch enthalten hat wie das einzige bekannte Bruchstück (*equum adamatum a Semiramide usque ad coitum Juba auctor est.* Plin. n. h. VIII 155).

S. 34 Mitte: „Aus seiner Gegenwart berichtet er, daß Kaiser Trajan" usw. Es ist von dem römischen Schriftsteller Eutropius die Rede, der reichlich 250 Jahre nach Trajan und Hadrian schrieb.

Von den Gleichsetzungen Sardanapal = Ašur-bān-apli (S.8), Berossos = Muraššu (S.11), Sudinos = Sin-idinnam (S. 16, allerdings mit Fragezeichen), Orhener = Edessener (S. 22) sind die erste und letzte falsch, die zweite und dritte recht zweifelhaft. Über *Sardanapal* vgl. meinen Artikel in Paulys Realenzyklopädie; mit den *Orchenern* meint Strabon bekanntlich die Einwohner von *Orchoe*, bab. *Uruk*, hebr. *Erek* in Südbabylonien. *Berossos* stelle ich seit Jahren mit bab. *Bel-uṣur*, *Sudines* (so!) mit bab. *Šum-iddin* zusammen.

S. 27 ist ein Teil des Ptolemäischen Kanons der Königsherrschaften wiedergegeben; warum aber mit sieben falschen Regierungszahlen? S. 28 Z. 8 hat Verf. wohl XV statt XIV gemeint, S. 41 weist er dem babylonischen Talmud 36 ½ Traktate zu. Von anderen Druckfehlern sei wenigstens der störendste berichtigt: S. 26 l. Gilgamos statt Gilamos.

Kittel, Rudolf: **Die Zukunft der alttestamentlichen Wissenschaft.** Ein Vortrag, gehalten auf dem Ersten Deutschen Orientalistentag in Leipzig (Sondertagung der Alttestamentlichen Forscher) am 29. September 1921. (20 S.) gr. 8°. Gießen, Alfred Töpelmann 1921. M. 3,30.

Besp. von Otto Eißfeldt, Halle a. S.

Von der hohen Warte einer bald ein halbes Jahrhundert währenden Mitarbeit an der Wissenschaft vom Alten Testament überschaut der Verf. zunächst die von ihm mit erlebte und mit gestaltete Geschichte dieser Wissenschaft. Drei Arten der Betrachtungsweise des Alten Testaments, denen drei Gruppen von Forschern entsprechen — so zeigt er — haben sich im letzten Menschenalter herausgebildet und geben in der Gegenwart der Disziplin das Gepräge: 1. Die oft nach Wellhausen benannte historisch-kritische Richtung, der die literarischen Probleme im Vordergrund stehen, und der es im Zusammenhang damit eigentümlich ist, Israel dem vorderasiatischen Altertum gegenüber zu isolieren und in der israelitischen Entwicklung die literarischen Erzeugnisse zeitlich möglichst tief herabzudrücken. 2. Die von der erstgenannten ausgegangene, aber in einen gewissen Gegensatz zu ihr geratene und damit in vieler Hinsicht der gleich zu nennenden dritten Gruppe angenäherte, religionsgeschichtliche Richtung, die die Ergebnisse und Methoden der neueren Altertumswissenschaft, d. h. in erster Linie der Assyriologie und der Ägyptologie, und der vergleichenden Literatur- und Religionsgeschichte in den Dienst der Erforschung des Alten Testaments stellt und damit das Verständnis des hinter der schriftlich fixierten Literatur liegenden Lebens in Volkssage und Volklied, in Rechtssitte und Kultbrauch fördert. Diese Richtung hat bisher wesentlich die ästhetisch-sagengeschichtliche sowie die folkloristische Seite ihrer Aufgabe gelöst und andere Gebiete einstweilen zurückgestesellt. Sie kann darum auch als die ästhetisch-folkloristische Richtung bezeichnet werden. 3. Die mehr konservativ gestimmte Richtung, die zwar allen wissenschaftlichen Fortschritten offen steht und so auch von den beiden erstgenannten Richtungen mannigfache Anregungen erfahren hat, aber es darüber hinaus doch als ihre Aufgabe ansieht, das Wertvolle an dem von Synagoge und Kirche überlieferten Verständnis des A. T. zu erhalten und zu vertiefen.

Diese drei Richtungen, die — so wird mit erfreulicher Objektivität gesagt — die Verschiedenheit ihrer Auffassung als gegebene Tatsache hinzunehmen haben und sich gegenseitig ergänzen und befruchten müssen, werden auch in der Zukunft der wissenschaftlichen Arbeit am A. T. das Gepräge geben. Sie werden sich aber gemeinsam folgenden drei von der Gegenwart geforderten Aufgaben zuwenden müssen: 1. Von der Erforschung des Schrifttums muß zur Erforschung des Lebens vorgedrungen werden. Nicht das Buch des A. T. noch seine einzelnen Bücher zu verstehen ist's, worauf es ankommt, sondern das Werden und Wachsen des israelitischen Geistes, von dem Buch und Bücher Kunde geben. So gilt's vorzudringen von den Erzählungs-Büchern zu den Erzählern, von den uns schriftlich erhaltenen Lieder-Sammlungen und Liedern zu dem bei Freud und Leid des Lebens gesungenen Lied, von der geschriebenen Thora zu der Rechtsfindung und Rechtsbildung des wirklichen Lebens, von den Propheten-Büchern zu den Persönlichkeiten, die dahinter stehen, und zu dem Walten des prophetischen Geistes in Israels Geschichte, von der Weisheits-Literatur zu den Weisen. 2. Die Theologie des A. T. oder alttestamentliche Religionsgeschichte muß zum Verständnis der israelitischen Religion den Boden, auf dem sie gewachsen oder besser: auf den sie verpflanzt ist, das vorisraelitische Kanaan, viel nachhaltiger untersuchen, als es bisher geschehen ist. 3. Als Hauptaufgabe ist die Herausstellung dessen zu betrachten, was das eigentlich religiöse Gut des A. T. ist, und sofern dies der Religion überhaupt nahekommt, der Religion schlechthin. Wie die Religionswissenschaft überhaupt, so muß auch die alttestamentliche „weiterschreiten zur religiös-systematischen,

d. h. religionsphilosophischen oder religionsdogmatischen, Darstellung des Wesens und Kerns der Religion und ihrer Wahrheit. Sie muß letztlich das Geheimnis ihrer Gotteskraft ergründen wollen".

Diesen Forderungen ist rückhaltlos zuzustimmen, insbesondere auch der letzten, die dem Verf. die wichtigste ist. So „unwissenschaftlich" es klingen mag, Ref. scheut sich doch nicht es auszusprechen: Die Tatsache, daß die „biblische Dogmatik" oder „biblische Theologie" beider Testamente durch die Geschichte der Religion des A. T. und des N. T. abgelöst ist, vermag er nicht mehr so uneingeschränkt als einen Fortschritt zu werten, wie das mancher seiner akademischen Lehrer und er mit ihnen getan hat. Daß zwischen der Frömmigkeit der Gegenwart und der des A. T. ein Abstand liegt, und daß diese für sich wieder eine in einem Jahrtausend sich entfaltende Größe ist, wird die wissenschaftliche Theologie nie wieder verlernen dürfen, und auch die praktische Auslegung des A. T. wird diese Tatsache weiterhin und wohl noch mehr als bisher anerkennen müssen, aber wir müssen doch wieder eine wissenschaftlich unterbaute Betrachtungsweise des A. T. haben, die den unmittelbaren Gegenwartswert der alttestamentlichen Frömmigkeit untersucht und darbietet.

Auch die beiden ersten vom Verf. genannten Zukunfts-Aufgaben sind von größter Wichtigkeit, aber der Ref. glaubt doch, daß die vom Verf. angedeutete Lösungsmöglichkeit, ohne daß er das gewollt hat, zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Der Verf. sieht, nicht ohne Grund, die Gefahr des Steckenbleibens in der Arbeit an Buch und Büchern des A. T. als so groß an, daß er die von ihm geforderte Erforschung des geistigen Lebens, dessen Niederschlag Buch und Bücher sind, merkwürdig scharf gegen diese Arbeit am Buch abgrenzt, und wenigstens so verstanden werden kann, als ob man zu diesem Leben anders gelangen könne als durch Buch und Bücher des A. T. hindurch. Dies mögliche Mißverständnis aber ist nicht ungefährlich. Ref. hat den Eindruck, als ob das von Assur und Babel und Ägypten und von anderen Gebieten der allgemeinen Religionsgeschichte auf das A. T. gefallene Licht manches auch in eine falsche Beleuchtung gerückt hat. Die wichtigste Quelle für die Geschichte des israelitischen Geistes und seiner Religion bleibt trotz allem das A. T. Seine auch literarkritisch längst nicht zu Ende geführte Erforschung — nicht Assyriologie noch Ägyptologie, nicht vergleichende Kulturgeschichte noch allgemeine Religionsgeschichte, auch nicht die Vorgeschichte Kanaans — wird auch in Zukunft dem Verständnis von Israels Art, und d. h. vor allem seiner Religion, mehr Förderung bringen als alle Erleuchtung von außen her.

Ref. glaubte von der als Wiedergabe eines Vortrags ja sachgemäß nur kleinen Schrift einen verhältnismäßig umfangreichen Bericht geben zu sollen, damit die Alttestamentler sich aufs neue dankbar der Tagung in Leipzig und des auf ihr gehaltenen Vortrages erinnerten, die Erforscher von Nachbargebieten aber erführen, wie ein führender Alttestamentler die Zukunft seiner Wissenschaft beurteilt.

Lidzbarski, Mark: **Altaramäische Urkunden aus Assur.** Mitgeteilt und untersucht. Mit 2 Lichtdrucktafeln und 4 Abbildungen im Text. (38. Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft.) (20 S.) 35×25 cm. Leipzig, J. C. Hinrichs 1921. M. 40 —. Bespr. von Friedrich Stummer, Würzburg.

Von dem an erster Stelle hier veröffentlichten Texte, dem Bruchstück eines Briefes aus der Zeit Asurbanipals, hatten wir bereits durch Lidzbarski's vorläufigen Bericht in MDOG Nr. 58 S. 50—52 und seine probeweise Ausgabe in ZA XXXI (1917) 193ff. Kenntnis. Nun liegt er uns in einer Bearbeitung vor, die bis auf weiteres wohl als abschließend gelten muß. Außerdem enthält das vorliegende Heft noch sechs kleinere Geschäftsurkunden. Das Hauptinteresse erregt natürlich nach wie vor der Brief. Auf seine Lesung und Erklärung hat der rühmlich bekannte Meister der nordsemitischen Epigraphik sichtlich viel hingebende Arbeit verwendet. Wenn uns trotzdem der eigentliche Zweck des Schreibens unklar bleibt, so liegt die Schuld an der schlechten Erhaltung der Urkunde. Gleichwohl war die Veröffentlichung der altaramäischen Assurtexte kein unnützes Unternehmen. Wie dem Herausgeber, so ist die Wissenschaft auch der Deutschen Orient-Gesellschaft Dank schuldig, daß sie die Kosten für diese Ausgabe nicht gescheut hat. Denn wir lernen aus diesen Texten doch viel. So erfahren wir aus ihnen von einem Feldzug Salmanassars V. gegen Bît-Adini und von einer Unternehmung Sargons gegen Dur-Sin. Von beiden Ereignissen erzählen uns die Keilschriften nichts. Die Geschäftsurkunden enthalten einige aramäische Monatsnamen, die uns bis jetzt unbekannt waren. Besonders aber scheinen mir die Texte für die Sprachgeschichte bedeutsam zu sein. Lidzbarski selbst weist S. 11 darauf hin, daß wir durch sie veranlaßt werden, die Entstehungszeit der aramäischen Koinē bedeutend früher anzusetzen, als das bis jetzt geschah. Ich möchte hier ganz kurz auf die Wichtigkeit der Urkunden für zwei weitere Gebiete hinweisen. Wir finden, wie das ja auch nicht anders zu erwarten ist, eine ganze Anzahl assyrisch-babylonischer Namen in aramäischer

Umschrift. Deren Art ist jener sehr ähnlich, die wir im Alten Testament treffen. Es wäre zu untersuchen, wie sich dazu die Umschrift solcher Namen etwa in den Papyri von Assuan und Elephantine verhält. Weiter wäre zu fragen: handelt es sich dabei nur um wilde Orthographie von Leuten, die mit den fremden Namen nicht umzugehen wissen, oder lassen die aramäischen Umschriften doch Schlüsse auf die damalige Aussprache der Namen im Volksmund zu? Sodann wären Fälle zu beachten wie I, 8 רטעמכא für רטעם כא u. ä. Gewiß sind solche Unterlassungen der Worttrennung auch anderwärts, z. B. in den Texten aus Assuan und Elephantine belegt. Aber darf man sie als „fehlerhaft" bezeichnen oder muß man sie nicht vielmehr als Zeugen für den Satzakzent betrachten, durch den sie bedingt sind? Beachtenswert ist jedenfalls, daß die Worttrennung in unseren Texten stets in den Fällen unterlassen wird, wo unser masoretischer Bibeltext Maḳḳeph hat oder wenigstens haben könnte. Was folgt daraus für die Bewertung der Punktation? Das sind, wie gesagt, nur einige Andeutungen; aber sie dürften genügen, das ausgesprochene Urteil über den Wert der Veröffentlichung zu rechtfertigen.

Abou Yousof Yaʿkoub: Le livre de l'impot foncier (Kitâb El-Kharâdj) traduit et annoté par E. Fagnan (Haut-Commissariat de la Républ. Franç. en Syrie et au Liban, Service des antiquités et des beaux-arts, Bibliothèque archéologique et historique I.) XVI, 352 S. gr. 8°. Paris, P. Geuthner 1921. frs. 40 —. Bespr. von G. Bergsträßer, Breslau.

Das sogenannte *kitāb al-ḫarāg* des abū Jūsuf, in Wirklichkeit das älteste uns erhaltene und wohl das älteste überhaupt entstandene Fetwa-Buch, hat als Quelle für die Geschichte nicht nur des islamischen Rechts, sondern auch der Verwaltung eine so außerordentlich hohe Bedeutung, daß es längst eine gründliche Bearbeitung verdient hätte. Bis jetzt liegt noch nicht einmal eine kritische Textausgabe vor; der Bulaqer Druck von 1302, obwohl recht sorgfältig und auf mehreren Handschriften beruhend, bildet natürlich keinen Ersatz. Auch eine Übersetzung war bisher nicht vorhanden[1]. So kann Fagnan's Unternehmen von vornherein auf lebhaftes Interesse rechnen.

Eine andere Frage ist, ob nun das Buch die berechtigten Erwartungen ganz erfüllt. Die Einleitung bietet die bekannten biographischen Daten, berichtet kurz über die beiden außer dem Druck benützten Handschriften Paris 2452 und 2453 und entwickelt die Grundsätze für die Übersetzung. Aber die interessanten Fragen nach dem schriftstellerischen Charakter und der Entstehungsgeschichte des vorliegenden Textes werden kaum gestreift, und ebenso weiß die rechtsgeschichtliche Würdigung (eine Seite) kaum über die alten schiefen Gegenüberstellungen von *raʾj* und *ḥadīṯ* hinauszukommen. Die Anmerkungen bringen dankenswerte Nachweise über die im Text genannten Personen und gelegentliche sonstige Notizen, auch einzelne textkritische Bemerkungen[1]; aber die zahlreichen historischen und rechtsgeschichtlichen Probleme, in die der Text hineinführt, werden nicht formuliert, geschweige beantwortet: nach dieser Übersetzung kann niemand ahnen, welche Rolle das *kitāb al-ḫarāg* in der Forschung der letzten Jahrzehnte gespielt hat. — Anstelle einer eingehenden Analyse erhalten wir nur eine Inhaltsübersicht S. 335—40, die immerhin das Zurechtfinden in dem Buche erleichtert. Die wertvollste Beigabe ist der Index S. 341—52, der neben einzelnen sachlichen Stichworten vor allem die Personennamen verzeichnet; ergänzt wird er durch eine kleine Liste seltenerer oder sonst interessanter arabischer Ausdrücke.

Was die Übersetzung selbst anlangt, so behält sich Fagnan ausdrücklich freie Wiedergabe in einwandfreiem Französisch vor. Das ist zweifellos sein gutes Recht. Trotz der Befolgung dieses Grundsatzes hätte sich aber doch größere Schärfe und Exaktheit erzielen lassen[2]. Dieser durchgängige Mangel an Eingehen auf die feineren Nüancen des arabischen Ausdrucks zusammen mit einer nicht geringen Zahl von direkten sprachlichen Mißverständnissen[3] zwingt

1) Von der von Fagnan S. XI Anm. 2 erwähnten, nach RSO I 359 in nur 20 Exemplaren gedruckten italienischen Übersetzung von P. Tripodo scheint nur ein die 9 ersten Seiten des Textes umfassendes Heft erschienen zu sein.

1) Bisweilen bleiben Textfehler unbemerkt oder werden, wenn bemerkt, durch gewaltsame Übersetzung vertuscht; als Beleg aus den SS. 132—55 der Übersetzung, die ich als Stichprobe mit dem Text (= SS. 49—58) verglichen habe: S. 135 Z. 18—20 = S. 51 Z. 2—3 *fa-kān . . ittabaʿna l-* kann unmöglich heißen *puis donc . ., nous avons suivi,* sondern es ist wahrscheinlich *ittibāʿan lil-* zu lesen | S. 137/8 = S. 51 Z. 27—8 *ilā an jazraʿahā gamiʿan* kann nicht heißen *à faire toute la culture,* sondern es ist, was auch der Rechtsgedanke fordert, *jazraʿāhā* zu lesen | S. 141 Z. 10 = S. 53 Z. 4 *wa-ḏālika fa-in* kann nicht heißen *car si,* wenn auch etwas ähnliches gemeint sein muß (*fa-* oder *wa-ḏālika* zu streichen o. ä.).

2) Z. T. schon durch noch weitergehende Hinzufügung der arabischen Termini zu den französischen Ausdrücken. Daß z. B. *aléa* und *propriété éventuelle* S. 132 Z. 14. 20 = S. 49 Z. 29. S. 50 Z. 1 beides Wiedergabe von *ġarar* sind, ist nicht ohne weiteres ersichtlich; ebensowenig, daß *prince* S. 141 Z. 12. 23 = S. 53 Z. 5. 10 abwechselnd *sulṭān* und *imām* wiedergibt, für welch letzteres wieder an anderen Stellen das arabische Wort beibehalten wird. Andererseits fehlt es nicht an Fällen, in denen man eine freiere Wiedergabe gewünscht hätte; so bei dem fast ständigen *ne vois-tu pas* für *a-lā tarā* = *doch auch* o. ä.).

3) In den SS. 132—155 = 49—58 sind mir folgende aufgefallen, die ich zum Beleg hier anführe: S. 132 Z. 16—7 = S. 49 Z. 29—30 *wa-miṯluh iḏā kān juʾḫaḏ bi-ġair ṣaid kamiṯl . .* nicht *et-de même s'il peut être pris sans qu'on ait à*

wohl zu dem Schluß, daß sich Fagnan trotz seiner umfangreichen Übersetzertätigkeit immer noch nicht diejenige sichere Sprachbeherrschung angeeignet hat, die für sie von vornherein erwünscht gewesen wäre. Auch inhaltliche Mißverständnisse fehlen nicht ganz [1].

Ameer Ali, Syed: **A short history of the Saracens**, being a concise account of the rise and decline of the saracenic power and of the economic, social and intellectual development of the Arab nation. From the earliest times to the destruction of Bagdad, and the expulsion of the Moors from Spain. (XXI, 640 S. m. Karten, Illustrat. u. genealog. Tabellen.) kl. 8°. London, Macmillan & Co. 1921. 12 sh. Bespr. von Jos. Horovitz, Frankfurt a. M.

Diese Geschichte der „Sarazenen" umfaßt die Zeit von der Entstehung des Islam bis zum Fall von Bagdad (1258) und darüber hinaus die Periode der arabischen Herrschaft in Spanien bis zur Vertreibung der Mauren. Dem Leben des Propheten sind nur wenige Seiten gewidmet, ausführlich wird dagegen die Zeit der „Republik" (d. i. die Regierung der vier ersten Kalifen), die des omajjadischen und des abbasidischen Kalifats und die der arabischen Dynastien des Westens erzählt, wobei der Darstellung der politischen Ereignisse jedesmal ein „Rückblick" folgt, der die kulturellen Verhältnisse des behandelten Zeitraums zusammenfaßt. Als Quellen dienen dem Verf. in erster Linie die geschichtlichen Werke der arabischen und persischen Literatur; aber namentlich für die kulturgeschichtlichen Abschnitte zieht er auch in ausgedehntem Maße europäische Darstellungen zu Rate. Während

---

pêcher, par exemple, . . sondern *wenn sie nämlich ohne Fischen gefangen werden können, stehen sie gleich . .* | S. 133 Z. 18—9 = S. 50 Z. 11 *wa-innamā dafa hā ilaihim ʿalā muʿāmala fī ḳaṣabhā* nicht *il le leur remit uniquement à raison d'une convention intervenue au sujet des roseaux qui y poussaient,* sondern *es war* (en aber nicht die Fische, sondern) *das Rohr darin, zu dessen Verwertung er sie* (die *agamat Burs*) *ihnen überließ* | S. 135 Z. 22 = S. 51 Z. 4 *aʿamm* nicht *d'une portée plus générale,* sondern *verbreiteter* | S. 136 Z. 18—9 = S 51 Z. 12 *faidā balaġ . . baʿat* nicht *étant arrivée, il envoya . .,* sondern *jedesmal wenn* | S. 138 Z. 17—8 = S. 52 Z. 3 *ʿalā šurūṭhā* nicht *dans les conditions* [*convenues*], sondern *unter den ihr eigentümlichen* (sie konstituierenden) *Bedingungen* | S. 138 Z. 32—5 = S. 52 Z. 8—9 *lau ann ragul dafaʿ ilā ragul raḥā mā' . . jaṯan li-n-nās fihā bi-l-ugra ʿala n-nisf* nicht *de moudre pour le public moyennant un salaire de moitié du produit,* sondern *gegen Halbart einem überläßt, der . . um Lohn mahlt* | S. 139 Anm. 1 wird das richtige *dawābba* des Textes (S. 52 Z. 10) in das unmögliche *dawābban* korrigiert! | S. 141 Z. 18—9 = S. 53 Z. 8 *ḫāf . . algarak* nicht *craignent de se noyer,* sondern *in Gefahr sind zu ertrinken* | S. 142 Z. 4—5 = S. 53 Z. 14—5 *saʾalt ʿan al-ġurūb allatī . . wa-fihā nafʿ wa-ḍarar fa- . .* nicht *Ils sont à la fois . .* als Anfang der Antwort (die erst mit *fa-* beginnt), sondern Fortsetzung des Relativsatzes | S. 143 Z. 25 = S. 54 Z. 4 *narā* nicht *on voit,* sondern *wir halten für zulässig* | S. 145 Z. 18—21 = S. 54 Z. 25—6 *waman istaḳā minhu šaiʾ fa-hū lah wa-lau kān jaġūz baiʿuh mā ṭāb li-lladī jastaḳīh ḥattā jastaṭūb nafs ṣāḥibih* nicht *la quantité que quelqu'un y peut puiser devient sienne, et, cela ayant eu lieu, il pourrait ensuite la vendre au prix qu'il jugera bon moyennant qu'il obtienne l'agrément de celui dont elle était la chose* (was auch juristisch sinnlos ist), sondern *wenn jemand etwas daraus schöpft, so wird es sein Eigentum; wenn dagegen der Verkauf des Wassers erlaubt wäre, würde es dem, der es schöpft, nicht zur Verfügung stehen, so lange er sich nicht die Einwilligung seines Eigentümers verschafft hat* | S. 146 Z. 19. 27 = S. 55 Z 6. 9 *aṣl* nicht *ma famille, les tiens,* sondern *ausdauernde Fruchtpflanzen* | S. 149 Z. 27 = S. 56 Z. 16 *miṯl al-Furāt wa-Digla* nicht *d'autres rivières semblables à . .,* sondern *Flüsse wie . .* (diese beiden inbegriffen) | S. 151 Z. 5 = S. 57 Z. 3 *iḏā kān gārī fīhā* nicht *lorsque cet état de choses était antérieur,* sondern *wenn er* (der Kanal) *tatsächlich darin* (in dem Grundstück) *fließt* (d. h. nicht etwa trocken liegt); und entsprechend Z. 6—7 = Z. 3—4 *li-annah fī jadaih,* und *wa-in lam jakun fī jadaih wa-lam jakun gārī* nicht *qu'il l'a eue en cet état* und *s'il n'a pas eu le canal . . et que l'eau n'y passât point,* sondern Gegenwart | Z. 9—10. u. ä. 21 = Z. 5. 9 *aṣl an-nahr* nicht *l'origine de la proprieté du canal,* sondern *der Kanal selbst* (im Gegensatz zu dem daraus abgeleiteten Wasser) | Z. 17—8 = Z. 7—8 *wa-lā judḫil* (so zu lesen, nicht I) *ʿalaih fī arḍih min ḏālik mā juḍirr bih* nicht *sans aller au delà ni préjudicier au fonds asservi,* sondern *ohne ihm dadurch etwas ihn Schädigendes in seinen Grundbesitz hineinzubringen* | Bisweilen sind Perf.-Formen als 1. Pers. statt als 2. gelesen, z. B. S. 133 Z. 13 = S. 50 Z. 9, S. 149 Z. 13 = S. 56 Z. 10 | *w-Allāh aʿlam* wird durch *peut-être, sembler* u. ä. wiedergegeben, was doch den Sinn gar nicht trifft.

1) Belege aus den S. 132 — 55 = 49—58: S. 137—8 = S. 51—2 werden verschiedene Fälle der Überlassung der Nutzung von Grund und Boden (*muzāraʿa* im weiteren Sinn) unterschieden, als erster die *ʿārija*, das Darlehen. Für diesen Fall wird Unentgeltlichkeit der Überlassung verlangt und dem Entleiher, der alle Betriebsmittel zu stellen und alle Arbeit zu leisten hat, der Ertrag zugesprochen, während die Grundsteuer (*ḫarāg*) vom Eigentümer zu tragen sei. Zu dieser Zusprechung des Ertrags an den Entleiher macht Fagnan die Bemerkung „sans doute, sous condition de partage". Durch eine solche Bedingung würde in der Tat der Vertrag erst sinnvoll, billig und damit praktisch verwendbar werden; Fagnan verkennt aber vollkommen, daß diese Kriterien für die theoretischen Konstruktionen des islamischen Rechts keinerlei Geltung besitzen. Ohne die Bedingung ist der Vertrag formal-juristisch zulässig, und nur darum handelt es sich — daß er praktisch sinnlos ist, spielt keine Rolle. Mit der Bedingung würde der Vertrag praktisch anwendbar, gleichzeitig aber juristisch unzulässig. Fagnan's Anmerkung ist also direkt irreführend. — S. 150 unten = S. 56—7 wird festgestellt, daß, wenn jemand auf fremdem Grund und Boden Fische fängt, diese trotzdem sein Eigentum werden, daß aber der Grundeigentümer das Recht hat, ihm den Zutritt zu verwehren. Der Text fährt fort (S. 57 Z. 1) *wenn er aber trotzdem wieder fischt, so gehört der Fang wieder ihm, und er hat nichts dafür zu entrichten.* Das ist unerwartet, aber das einzig Mögliche. Fagnan macht daraus (S. 150 Z. 32—4) *et le poisson qui viendrait alors à être encore pêché serait à lui* (propriétaire de la terre), *contre qui aucun recours ne peut être exercé de ce chef.* Wie soll ein Zusammenhang zwischen der Übertretung des Zutrittverbots und dem Eigentum an den Fischen juristisch konstruiert werden? Von der sprachlichen Unmöglichkeit der Auffassung Fagnan's ganz zu schweigen. — S. 153 oben = S. 57 unten ist davon die Rede, daß innerhalb des *ḫarīm* eines Brunnens (einer Zisterne, *biʾr*), den jemand des in herrenlosem Grund und Boden angelegt hat, ein zweiter einen neuen Brunnen gräbt; es heißt dann weiter (S. 57 Z. 30) *wenn im Brunnen des ersten etwas* (Mensch oder Vieh) *verunglückt, so trifft ihn keine Haftung* (weil der erste ja zur Anlage eines Brunnens berechtigt war); *wenn aber infolge der Arbeit des zweiten etwas verunglückt, so haftet der zweite.* Fagnan setzt S. 153 Anm. 1 schon an erster Stelle *at-tānī* ein für *al-auwal* und übersetzt Z. 2 *le premier . . n'est pas responsable des accidents qui surviennent dans ce* (dem neuen) *puits*; aber das ist selbstverständlich, und außerdem könnte das von Fagnan hergestellte *wa-mā ʿaṭab fī biʾr at-tānī fa-lā ḍamān alaih* nur heißen, daß der zweite für diese Unfälle nicht haftbar wäre.

unter diesen insbesondere von Kremer ausgiebige Verwendung findet, weist nichts auf die Benutzung der neueren Forschungen hin; Namen wie Caetani, Goldziher, Wellhausen u. a. sucht man in dem „bibliographischen Index" vergebens. Wenn so das Werk keineswegs den Rang eines den heutigen Stand der Forschung wiedergebenden Kompendiums beanspruchen kann, so verdient es doch die Beachtung auch anderer Kreise, als derer, für die es der Verf. in erster Linie bestimmt hat. Denn wenn auch nicht im gleichen Maße wie sein „Spirit of Islam", so hat doch auch dieses zuerst 1898 erschienene Werk Syed Ameer Ali's selbst mitgeholfen, Geschichte zu machen und wer etwas von dem Geist kennen lernen will, der die europäisch gebildete Schicht der indischen Moslims beherrscht, darf auch seine Bücher nicht vernachlässigen.

Mitteilungen zur osmanischen Geschichte, hrsg. von Prof. Dr. Fr. Kraelitz und Dr. P. Wittek Bd. I, 1921, 1. Heft. Mit 1 Tafel. (48 S.) gr. 8°. Wien, Ed. Hölzel & Co. 1921. M. 15 —. Bespr. von J. H. Mordtmann, Innsbruck.

Daß trotz der politischen und wirtschaftlichen Not, die auch die wissenschaftliche Produktion so schwer hemmt, in Wien ein neues Orientalistisches Unternehmen ins Leben treten konnte, muß als besonders erfreulich bezeichnet werden und erinnert uns an den alten Spruch:
κἂν ηρ φάγῃς ἐπὶ ἡίξαν ὅμως δ'ἔτι καρποφορήσω

Dieses Unternehmen bezweckt die Herausgabe der türkischen, arabischen und persischen Quellen zur Osmanischen Geschichte im Originaltexte mit Übersetzung und Kommentar, und zwar zunächst des in Wien selbst befindlichen Materials, durch dortige Fachgelehrte; für die ersten Bände sind der *tārīch* des Lutfi Pascha und die unter dem Namen des Ferdi laufende Geschichte Suleimans I in Aussicht genommen, beides Unicā der Wiener Nationalbibliothek; die in den Wiener Sammlungen besonders zahlreich vorhandenen Urkunden werden gesondert veröffentlicht. Die dazu gehörigen Mitteilungen zur Osmanischen Geschichte sind als Fachorgan für dieses Gebiet gedacht und stehen allen Mitarbeitern vorbehaltlos offen; sie sollen auch Originaltexte kleineren Umfanges aus den Wiener Sammlungen bringen und erscheinen vorläufig in zwangloser Folge.

Das vorliegende, trefflich ausgestattete erste Heft der Mitteilungen bietet zunächst eine orientierende Einleitung der Herausgeber mit einer Übersicht über die Geschichte der Wiener Sammlungen und der Orientalistischen Studien in Wien; aus dem Anhange dazu (S. 10ff.) erfahren wir zuerst Genaueres über das Schicksal der sog. Beckschen Chronik und des sog. codex Verantianus bzw. Hanniwaldianus, der ältesten Quellen zur türkischen Geschichte, die dem Abendlande schon im 16. Jh. durch Löwenklau bekannt geworden sind; die Originalhandschriften sind seitdem verschwunden.

Im zweiten Teile des Heftes veröffentlicht Prof. Kraelitz-Greifenhorst das älteste bisher bekannte *kānūnnāme*, das nach der Überschrift von Mehemed dem Eroberer herrührt und nur in einer Wiener Handschrift (Flügel 1814, 2) erhalten ist, ein sprachlich wie kulturgeschichtlich äußerst interessantes Dokument; einzelne Teile dürften, wie der Herausgeber erkannt hat, aus der Zeit vor der Eroberung von Konstantinopel stammen.

Leider ist der Text vielfach durch Schreibfehler entstellt; offenbar hat der Abschreiber an manchen Stellen seine Vorlage nicht verstanden und willkürlich geändert, so z. B. gleich in der Überschrift, deren Schluß zweifellos *ṭāba ṭarāhu* zu lauten hat. Anderwärts verzichtet man lieber auf Besserungsversuche; in den meisten Fällen dürfte man dem Herausgeber in der Behandlung des sprachlich wie sachlich gleich schwierigen Textes beistimmen.

Zur Übersetzung und Erklärung möchte ich mir folgende Bemerkungen erlauben:

Im I. Abschnitt, der von dem Vergehen der *zinā* handelt, übersetzt man dies Wort besser mit Unzucht als mit Ehebruch; Abschn. II, 16 ist wohl *jürük* statt *türk* zu lesen; der Schluß ist schwerlich in Ordnung, ich vermute *el ḥakḳile*: „wer überschüssiges Rajaland okkupiert, soll es den Besitzlosen gegen Entrichtung des Bodenzinses abgeben"; § 17: *iabānda* „in der Wildnis" d. h. außerhalb der bewohnten und bebauten Gegend; IV. Abschn. § 7 Anf. ist zu übersetzen: der *„kiraği* und der *arabaği*, der diese Tätigkeit gewerbsmäßig betreibt, sein Land unbebaut läßt und nicht jährlich seine 2 Scheffel Getreide baut, dafür aber Salz und andere Dinge transportiert, hat dem Lehensherrn jährlich 50 aktsche zu zahlen" usw.; § 33 handelt von der Verpflegung, Unterbringung und Weiterbeförderung der im kaiserlichen Militärdienste stehenden *sekbān, ḳul* — d. i. Janitscharen —, *doğanği, at oğlani* (Troßknechte) und der *elci* — fremden Gesandten —; sie haben sich durch einen besonderen *ḥükmi humājūn* auszuweisen und ihnen ist zu leisten, was in einer solchen Urkunde angewiesen ist, nicht mehr; ist nichts angewiesen, fährt der Text fort, *hemān onda vereler* „soll man den Zehnten entrichten" — was keinen Sinn ergibt; in dem offenbar verschriebenen *onda* steckt vermutlich eine Form von *ödemek* und der Satz bezieht sich auf die Durchreisenden, die für ihre Requisitionen Ersatz zu leisten haben. § 6 des Anhanges über die Abgaben der Christen enthält allerlei seltsame Ausdrücke: von

den Kopfsteuer- (eigtl. Tribut-) pflichtigen des *chudāvendi aʿẓem* soll die Brautsteuer in halber Höhe wie von den Mohammedanern erhoben werden, nämlich 30 aktsche von den Reichen, wie dies *atāsi we wālidesi zemāninden* geübt worden sei. Die Eulogie zeigt, daß *atāsi we wālidesi* sich nur auf die Vorfahren des *chudāwendi aʿẓem*, nämlich des Sultans, beziehen kann, nicht auf die Eltern des steuerpflichtigen Ungläubigen. Aber auch *wālidesi* ist nicht in Ordnung; im Urtexte stand wohl *büjük atāsi we walidi*.

Ich erlaube mir noch auf einige Einzelheiten aufmerksam zu machen, die nicht ohne Interesse sind. Nach Abschnitt IV, § 15 ist der zum Kriegsdienste eingezogene *Ḳojūn eri* (Schafzüchter) von gewissen Abgaben befreit. Der Ausdruck, der, soviel mir bekannt, sonst nicht vorkommt, ergibt die richtige Erklärung für die mazedonischen *Konjari*, die schon im 16. Jh. in abendländischen Quellen als *coynariz* erwähnt werden und die man bisher als Einwanderer (*sürgün*) aus Konja zu deuten pflegte. Auffällig ist das wiederholte Vorkommen von Islāmbōl für Stambul (S. 30); ich konnte es bis jetzt erst aus der 2. Hälfte des 16. Jh. belegen. Die *catāl* genannten Irregulären (S. 43) dürften identisch sein mit den bis ins 17. Jh. als Landplage erwähnten *cakāl*, eine Art Landsturm. Die *ispenǧe* Steuer (S. 44) hat nichts mit *penǧik* zu tun; es ist das ital. *spensa* und bezeichnet eine von Christen erhobene Personalsteuer.

Escherich, Georg: **Im Lande des Negus.** Zweite, vermehrte Auflage. Mit 40 Abbdgn. auf 24 Taf. (187 S.) gr. 8°. Berlin, G. Stilke 1921. M. 30—. Bespr. von Enno Littmann, Tübingen.

Der Verfasser war zweimal in Abessinien, 1907 und 1909. Während seiner ersten Reise hatte der weitblickende und stets auf das Wohl und die Förderung seines Landes bedachte „König der Könige" Menilek II. mit ihm über die Holzarmut Abessiniens gesprochen. Dann richtete Menilek, der bereits zwei Jahre vorher den deutschen Kaiser um die Entsendung der Deutschen Aksum-Expedition gebeten hatte, ein Schreiben an Kaiser Wilhelm, auf das hin der Verfasser beauftragt wurde, größere Aufforstungen in der Gegend von Addis Abeba einzuleiten. Gern folgte er dem Rufe; aber er konnte seine eigentliche Aufgabe nicht mehr erfüllen, weil Menilek inzwischen einen Schlaganfall erlitten hatte — dem bekanntlich später mehrere andere folgten — und damals die abessinische Regierung eine Zeitlang in den Händen der europäerfeindlichen Kaiserin Ṭāitū ruhte. So legte er auf einem der deutschen Gesandtschaft gehörigen Grundstücke „eigenhändig ein kleines Saatkamp an, auf dem die für Abessinien bestimmten Nadelholzarten zur Aussaat gelangten" (S. 13). Hoffentlich wird auch dies Saatkorn aufgehen und dereinst reiche Frucht tragen, zum Nutzen des Landes, für das es bestimmt war, und zum Andenken an deutsche Kulturarbeit in Afrika wie an den mutigen Säemann!

Seinen hohen persönlichen Mut und seine zähe, unermüdliche Ausdauer, die durch Hindernisse nicht geschreckt, sondern angespornt wird, konnte der Verfasser auf seiner Reise von Addis Abeba zum Rudolf-See beweisen. Er hatte sich als weitere Aufgabe gestellt, das teilweise noch recht unbekannte Land im Südosten Abessiniens zu bereisen, die dortigen Waldverhältnisse zu studieren und in der Niederung nördlich vom Rudolf-See dem geliebten Waidmannshandwerke nachzugehen. Die Beschreibung dieser Reise füllt den größten Teil des Buches aus. Nur bis S. 52 folgt der Leser dem Verfasser auf der Reise nach der abessinischen Hauptstadt und begleitet ihn auf seinen Wegen innerhalb der Stadt, deren Entstehung auf S. 34f. mit kurzen Worten trefflich geschildert wird; beim Lesen dieser Zeilen drängen sich unwillkürlich Parallellen aus anderen Zeiten und Ländern auf, man denkt an Alexandrien, Kûfa, Fosṭâṭ-Cairo, Samarra u. a. m., trotz der Verschiedenheiten in den Einzelfällen. Von S. 53—187 wird die Reise gen Süden zum Omo-Fluße und zum Rudolf-See ausführlich, die Rückkehr nach Addis Abeba kurz geschildert. Es sind zumeist persönliche Erlebnisse, die hier in einfacher, aber oft markanter Sprache packend geschildert werden; auch der Humor kommt hie und da zu Worte. Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter von Land und Leuten und von der Tierwelt; er gibt keine systematischen Abhandlungen, aber er beschreibt, was er tatsächlich erlebt hat. Der gelehrte Forscher kann daraus seine Schlüsse ziehen und diese für seine Studien verwenden; auch dem Kenner Abessiniens bieten die Schilderungen des Verfassers manches Neue. Und wer einmal selbst dort im Lande war, wird sich an der Hand von Wort und Bild dieses Buches gern in die schönen Zeiten zurückversetzen. Eine große Anzahl von vortrefflichen Photographien machen es besonders wertvoll.

Hervorgehoben seien hier die äußerst plastische Schilderung der Moskitoplage in den sumpfigen Niederungen, S. 138ff., sowie die Löwenjagd und die Büffeljagd (S. 170ff.) die ganz kurz, aber desto eindrucksvoller beschrieben werden. Gerade in den beiden letzteren zeigt sich die Bescheidenheit des unerschrockenen Mannes in sehr schöner Weise; wie der Verfasser aus nächster Nähe den Kampf mit den Büffeln, wohl den gefährlichsten und boshaftesten der wilden Tiere Afrikas, aufgenommen hat

und dabei kaum ein Wort über diese Leistung verliert, muß den aufmerksamen Leser mit der höchsten Bewunderung erfüllen. Escherich ist eben kein Mann des Wortes, sondern ein Mann der Tat.

Einige kleine Schönheitsfehler fallen demgegenüber nicht ins Gewicht. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Schreibung einheimischer Wörter und Namen. Zuweilen scheint es, als ob dem Verfasser die fremden Wörter in sächsischer Aussprache überliefert wären; so schreibt er S. 14 Makabit statt Magabit (genauer *magābīt*); S. 27 Apupaker statt Abu Baker, und stets Ferenki statt Ferengi (d. i. Franke=Europäer); S. 71 Abudjiti statt Abu Dschedid (genauer *abū ǧadīd*, d. i. Bezeichnung eines billigen amerikanischen Baumwollstoffes); S. 89 und 96 Pa Menelik statt *ba-Menīlek*, d. h. bei Menilek; S. 88 ff. Pyrrhu statt Byrru (genauer *Berrū*) u. a. m. Die einheimischen Bezeichnungen werden für gewöhnlich zutreffend erklärt; dann hätte aber auch für Fernerstehende das Wort Schama (genauer *šammā*, im Norden *šāmmā* gesprochen), dort wo es zuerst vorkommt, durch „Toga“ oder ähnlich übersetzt werden sollen. Statt Kossus (S. 74) und Cossus (S. 142) wäre besser Kusso zu schreiben, da sich diese Form (für amharisch *kōsō*, d. i. Hagenia abessinica) bei uns eingebürgert hat; dann hätte auch darauf hingewiesen werden sollen, daß Kusso das beste Bandwurmmittel ist und daß die Natur es sehr weise eingerichtet hat, wenn sie in Abessinien, wo fast jeder Mensch diese lieblichen Tiere beherbergt, zu gleicher Zeit das kräftigste Mittel dagegen gedeihen ließ. Statt Negūsa Nagast, „König der Könige“, schreibt auch der Verfasser Negus Negesti; wann und durch wen diese tigrinisierende Form in unsere moderne Literatur eingeführt wurde, ist mir noch nicht bekannt.

Nun noch ein paar sachliche Anmerkungen. Daß die abessinische Eisenbahn, die freilich 1909 nur bis Dire Dawa ging, jetzt bis Addis Abeba durchgeführt ist, hätte in der 1921 erschienenen Auflage hinzugefügt werden sollen. S. 91 sagt der Verfasser: „Als ich zum Trunke ansetze, spannen zwei Sklaven mit abgewendetem Gesichte vor mir eine bereitgehaltene Schama aus, damit das neugierige Volk nicht Zeuge werde, wie der Ferenki in profanen Genüssen schwelge.“ Die Auffassung ist nicht richtig; dieser Brauch beruht auf dem Aberglauben, daß während des Essens und Trinkens das böse Auge besonders leicht treffen kann und daher, zumal bei vornehmen Leuten, durch einen Vorhang abgehalten werden muß. Auch Menilek wird bei großen Festessen, wenn viel Volks zugegen war, stets hinter einem Vorhange gegessen haben. — S. 86 zeigt der Verfasser, daß er den Unterschied zwischen den eigentlichen Negern und den Abessiniern kennt; er meint jedoch, daß „der stets zur Überhebung neigende Abessinier sich selbst nicht für schwarz hält“, und er redet daher in dem ganzen Buche stets von den „Schwarzen“. Dadurch würde er, wenn das Buch den hamitosemitischen Abessiniern zu Gesichte käme, ihnen eine Beleidigung und Kränkung zufügen; und das ist sicher nicht seine Absicht. Es ist auch tatsächlich nicht richtig. Ich habe selbst genug Abessinier gesehen, die fast glänzend schwarz waren und deren Sprache doch hamitisch oder semitisch war; das waren wohl Kinder von „Abessiniern“ und Negersklavinnen. Aber während die Neger eben alle schwarz sind und schlechthin als „Schwarze“ bezeichnet werden können, ist die Mehrzahl der abessinischen Herrenbevölkerung doch eher braun zu nennen; die Farbenschattierungen wechseln vom Kaffeebraun bis zum verhältnismäßig hellen Gelb. Selbst nennen die Nordabessinier sich am liebsten die „Roten“. Durch die Vermischung mit den semitischen Stämmen ist die abessinische Rasse bedeutend über das Negertum emporgehoben, wenngleich die Semiten dort ihr eigenes Blut verschlechtert haben. Der echte Abessinier zeigt im Gesicht häufiger einen semitischen als einen negroïden Typus; er hat zwar eine dunklere Hautfarbe als die Semiten im allgemeinen, aber mancher Südaraber ist kaum heller als er. Dazu verbindet er semitische Intelligenz, den Freiheitsdrang, die Rachsucht und Prahlsucht des Wüstenarabers häufig mit der Ausdauer und Tapferkeit des Sudannegers. Man möchte dem unglücklichen Lande, das durch jahrhundertelange Kriege verwüstet ist, wünschen, daß es endlich in Frieden, aber auch in Unabhängigkeit, mit der Hilfe uneigennütziger europäischer Kulturträger, wie es namentlich Alfred Ilg war, sich weiter entwickeln möge.

Dem Verfasser des Buches sei unser Dank ausgesprochen! Wir können ihm nachfühlen, wie in der jetzigen Zeit ihm, dem in den Vogesen der linke Unterschenkel zerschmettert wurde, die Erinnerung an seine mühevollen, erfolgreichen Reisen ein treu gehüteter Schatz aus der herrlichen Vergangenheit, aber auch ein nie versiegender Born der Kraft für die Zukunft ist.

Crabtree, W. A.: **A Manual of Lu-Ganda.** (XX, 254 S.) 8°. Cambridge, University Press 1921. 12 sh 6 d. Bespr. von Carl Meinhof, Hamburg.

In der Sprache von Uganda gab es allerlei z. T. recht tüchtige Vorarbeiten. Trotzdem erhebt sich das Buch von Crabtree nicht über das bekannte Schema der englischen Bantugrammatiken. Von einem Einblick in die Lautgesetze

ist keine Rede, und die ganzen Ergebnisse der deutschen Bantuwissenschaft der letzten 20 Jahre sind für den Verf. nicht vorhanden. Auch die Art, wie er S. 7 meine Transkription *í*, *û* anwendet, zeigt, daß er den Sachverhalt nicht kennt. Er meint, daß das Sotho durch die Arbeiten der Franzosen uns erschlossen wäre S. 2, N. 2. Ich schätze diese Arbeiten nicht gering, aber die grundlegende Arbeit, die für die ganze Bantuforschung bedeutsam war, hat Endemann geleistet.

Daß es im Ganda „emphatische" Konsonanten gibt, s. S. 8, 9, glaube ich dem Verf. nicht, um so weniger, als er behauptet, die Laute dieser Sprache wären ganz einfach S. V. Das längst bekannte Ganda-Dissimilationsgesetz der Nasalverbindungen hat er nur zum Teil verstanden und stellt es deshalb recht unklar dar; vgl. Z. f. Kol. Spr. III, S. 272ff.

In der Formenlehre geht die Darstellung der Nominalklassen, besonders der Lokative, nicht über das Herkömmliche hinaus. Daß Verf. *ga-* als Plural zu *gu-* anführt, ist das einzig Erfreuliche, das mir aufgefallen ist. Die grammatische Beziehung behandelt Verf. noch immer als Alliteration, ungefähr mit demselben Recht, mit dem man *ventus magnus* als Reim bezeichnen könnte. Bei den abgeleiteten Verbalstämmen ist seine Darstellung ebenso ungenau und unvollständig, wie derartiges vor 20 Jahren gemacht wurde. Es kann wohl sein, daß das Buch, dem auch Übungen und ein kleines Glossar beigefügt sind, für die praktische Erlernung des Ganda nützlich werden kann. Es ist mir aber bei dem unmethodischen Aufbau nicht sehr wahrscheinlich, und Angaben wie die S. 59, daß der Genitiv das Klassenpräfix des Nomen vor *-a* setzt, sind für jeden Anfänger irreführend. Einen Fortschritt für die Wissenschaft wird das Buch jedenfalls nicht bedeuten.

Sieg, E., und **Siegling**, W.: Kgl. Preußische Turfanexpeditionen. **Tocharische Sprachreste.** I. Band: Die Texte. A. Transkription (XII, 258 S.), B. Tafeln (2 Bl. 64 S.). 4°. Berlin, Vereinigung Wissenschaftlicher Verleger 1921. M. 240—; Transkr. einzeln M. 140—. Bespr. von Gustav Herbig, Breslau.

Die Überreste einer der neuen indogermanischen Sprachen, die bei den Turfan-Expeditionen der Herren A. Grünwedel und A. v. Le Coq zum Vorschein kamen, werden hier, soweit man beim ersten flüchtigen Durcharbeiten sehen kann, in philologisch-musterhafter Weise vorgelegt. Der Textband bringt alle Texte und Textreste, im ganzen 467 Nrn., in zweckmäßiger Transkription, der Tafelband auf 64 Tafeln etwa ein Viertel dieser Nummern, also leider nur einen kleinen Teil, auch in photographischer Nachbildung, welche die Brāhmī-Originalschrift schön und klar hervortreten läßt. Eine kurze orientierende Grammatik sowie ein Index verborum mit Glossar mußten leider einem zweiten Bande vorbehalten bleiben. Erst nach seinem Erscheinen werden die Texte wirklich zu reden beginnen. Einstweilen müssen wir auch für die herbe, spröde, wortkarge Gabe dankbar sein, als die sich die Texte und die sehr knappen Einleitungen dazu dem Benutzer darstellen. Es liegt nahe, die hethitischen und tocharischen Veröffentlichungen ihrer Art nach zu vergleichen. Hier wie dort zu Beginn ein paar kurze erste Mitteilungen, dann aber im Hethitischen zunächst Hypothesen und Erklärungsversuche an willkürlich herausgerissenen Textfetzen und nachher erst die zumeist noch hinter den Schleier der Originalkeilschrift verhüllten Texte, im Tocharischen zuerst alle Texte in sorgfältigster Umschrift mit hinreichenden Belegen in der Original-Brāhmī-Schrift und dann die grammatisch-lexikalischen Hilfsmittel zur Deutung und Erklärung im einzelnen. Es kann kein Zweifel sein, welches Verfahren wissenschaftlich höher steht und welches raschere und reifere Früchte für die gemeinsame Arbeit verheißt.

Die allgemeine Einleitung spricht über Name, Sprachgebiet und Wechselverhältnis der beiden Dialekte A und B, über die Grundsätze der Transkription, über die Metrik der poetischen Teile, über Aussehen Erhaltung und Inhalt der Texte. In den besonderen Einleitungen zu den Einzelnummern und Textgruppen werden die letztgenannten Punkte dann auf die Sonderfälle angewandt und weiter ausgeführt.

In uigurischen (alttürkischen) Übersetzungen der Maitreyasamiti wird die Übertragung des gleichen indischen Werkes in die neuentdeckte Sprache eine Übersetzung in die *toχrï*-Sprache genannt, und aus Texten der neuen Sprache hat Sieg als einheimische Bezeichnung für Land und Leute den Namen *ārśi* festgestellt. Das weist auf die Τόχαροι *Tukhāra*, auf die Ἄσιοι *Asiani* und auf des Trogus Pompeius Doppelbenennung: *reges Thogarorum Asiani*. Als tocharisch wollen die Herausgeber heute nur den Dialekt A bezeichnen; für den Dialekt B ist S. Lévis Bezeichnung le Koutchéen zu eng, da er im ganzen Gebiet von Kutscha bis Turfan auftaucht. In Kutscha fehlt der Dialekt A völlig; das tocharische Berliner Handschriften-Material stammt in der Hauptsache aus Sorčuq bei Qarašahr (meist aus der sog. Stadthöhle) und aus ein paar andern Orten des Turfangebietes; in allen diesen Fundorten sind beide Dialekte gleich stark vertreten. Es scheint also das Tocharische im Gegensatz zum Dialekt B nicht heimische Sprache des Landes gewesen, sondern mit dem aus Baktrien, dem späteren Tocharistan, ins Land ge-

kommenen Buddhismus, und zwar als dessen Mittlersprache neben dem Sanskrit, dahin verschleppt worden zu sein.

Wertvoll sind die neuen Angaben über das Verhältnis der Dialekte A und B zueinander. Die Herausgeber haben sich zwar als solche auf die Berliner A-Texte beschränkt, sich aber durch Kopieren auch der Berliner B-Texte eine allgemeine Übersicht verschafft, und so ihre ersten Angaben über den B-Dialekt und Lévi-Meillets Veröffentlichungen über Pariser B-Texte ergänzen und berichtigen können. Auch die in den ersten Mitteilungen (genau wie im Hethitischen) noch wenig geklärte Verbalflexion tritt jetzt deutlicher hervor. Die Personalendungen des Praes. Act. lauten z. B.

in A:	1. sg.	-(*a*)*m*	2.	-*t*	3.	-*ṣ*	1. pl. -*mas*	2. -*c*	3. *iñc*
in B:		-(*a*)*u*		-*t*		-*ṣaṃ*	-*m*	-*cer*	-*n*

Die Transkription versucht die Schreibung der Originale und den Befund der Handschriften so erkennbar und getreulich als irgend möglich wiederzugeben. Die Umschreibweise des ersten Entzifferungsversuches konnte glücklicherweise beibehalten werden: nur das einem *dh* gleichende tocharische Fremdzeichen für *t* ist der Gleichmäßigkeit halber wie die übrigen Dubletten der gewöhnlichen Konsonanten, also *k̲ p̲ n̲ m̲ r̲ l̲ ś̲ ṣ̲ s̲*, durch *t̲* wiedergegeben, und um schärfer zum Ausdruck zu bringen, daß diesen tocharischen Fremdzeichen ein anderer Vokal inhäriert als das *ä* der gewöhnlichen Brāhmī-akṣara, ist dieser Vokal mit *a̲* transkribiert. Die Orthographie ist wenigstens beim A-Dialekt sorgfältig und konstant, was wohl auch die konventionelle Mittlersprache neben der lebendigen Volkssprache kennzeichnet. Gewisse Schwierigkeiten machen das Schwanken in der Nasalschreibung, die oft willkürlichen Längungen von *i* und *u* und die satzphonetischen Auslautschreibungen, sowohl die Haplographie gleicher aus- und anlautender Konsonanten als die Verdopplung auslautender Konsonanten vor anlautendem Vokal. Da die tocharischen Sprachreste in Brāhmī, also in Silbenschrift mit Ligaturen und ohne Worttrennung überliefert sind, bedeutet ihre Ausgabe in Transkription mit Durchführung der Worttrennung (auch bei den sehr häufigen Kompositis, aber nicht oder nicht konsequent bei Sandhiverschmelzungen), wie die Bearbeiter mit Recht betonen, schon einen Teil der Interpretation, deren Richtigkeit namentlich von der Kenntnis des Wortschatzes und der Grammatik abhängt. Die Metrik ist nicht der indischen entlehnt. Bloße Silbenzählung, Außerachtlassung der Quantität, feste Cäsur, meist 4zeilige Strophen sind ihr Kennzeichen. Eine zusammenfassende Darstellung wird in Aussicht gestellt.

Während es vom B-Dialekt auch Wandinschriften und Holztäfelchen mit *laissez-passers pour des caravanes* (S. Lévi) gibt, bestehen die Reste des Tocharischen nur in Büchern, d. h. Papier-Konvoluten und Einzelblättern mit Schnürlöchern. Die Erhaltung ist sehr verschiedenartig. Die Nrn. 399—400 sind z. B. aus Bruchstücken einer Handschrift zusammengestoppelt, wobei über 100 kleine und kleinste Stückchen übrig blieben und nicht mit veröffentlicht sind. Die Schrift ist mit Rohrfeder und Tusche aufgetragen und öfters durch den eingedrungenen Wüstensand abgescheuert, aber auf große Strecken ganz vorzüglich erhalten.

Was den Inhalt der Texte betrifft, so scheinen selbständige tocharische Produkte nur in den Einleitungs- und Schlußstrophen oder sonstigen Bemerkungen von Übersetzern und Schreibern vorzuliegen. Sonst handelt es sich fast durchweg um Übersetzungen und Paraphrasierungen buddhistischer Sanskrit-Literatur, und zwar vornehmlich aus dem Kanon der Sarvāstivādins, d. h. der Anhänger der Sarvāstivāda (‘*Alles ist Lehre*’)-Schule. Vor allem treten Texte aus der Maitreya-samiti schärfer hervor, des Werkes von der Gemeinschaft mit dem zukünftigen Buddha, das im Sanskrit verloren ging, aber jetzt in chinesischen, tibetischen, uigurischen, ‘nordarischen’ und tocharischen Bearbeitungen zu uns spricht. Vgl. zur Orientierung etwa Winternitz, Gesch. d. ind. Lit. II 1, 1913, 372—3 und dazu E. Leumann, Maitreya-samiti, das Zukunftsideal der Buddhisten; die nordarische Schilderung in Text und Übersetzung nebst sieben andern Schilderungen in Text und Übersetzung; mit einer Begründung der idg. Metrik, Straßburg 1919.

Über die Sprache wird auch an dieser Stelle zu berichten sein, wenn wenigstens die Grammatik noch erschienen ist, aus der Sieg auf der Orientalistentagung in Leipzig Proben vorlegte, die den Appetit mächtig gereizt haben. Bis wir zu Tisch gerufen werden, mag man sich an den vorliegenden Texten die Zähne ausbeißen und es mit den vorläufigen Hilfsmitteln versuchen, von denen uns freilich nur die in Deutschland und die im Ausland vor dem Kriege erschienenen wirklich zugänglich sind. Solange Hand- und Einführungsbücher naturgemäß fehlen, informiere man sich zunächst etwa im allgemeinen durch die Aufsätze von E. Sieg und W. Siegling in SBAW Berlin 1908, 915—934, von E. Smith in den Videnskabs-Selskabets Skrifter, II. Hist.-Filos. Kl. 1910 Nr. 5, 1—43 und von A. Meillet im Idg. Jahrbuch 1, 1913, 1—19. Dann nehme man gleich Texte vor: für B die Bilinguen, die Lévi-Meillet im Journ. As. Paris 1911, Mai-Juin 431—464, Juillet-Août

119—150 herausgegeben und erklärt haben, und für A die Texte 'Die Löwenmacher' und 'Der Mechaniker und der Maler', die E. Sieg in den Festschriften für E. Kuhn und F. Hirth (Aufsätze z. Kultur- u. Sprachgesch., München 1916, 147—151 und Ostasiat. Zeitschr. 8, 362—369) herausgegeben und mit Interlinear-Übersetzung versehen hat. So vorbereitet wage man sich an die große Ausgabe der tocharischen Sprachreste, um die Reize und die Schwierigkeiten linguistischer Entdeckungsfahrten durch neue Meere ohne Steuer und Kompaß, wie sie Grammatik und Wörterbuch gewähren, nach allen Seiten hin durchzukosten. Das ist keine überflüssige Arbeit, auch wenn man manches tun muß, was Sieg-Sieglin bei den in Aussicht gestellten Fortsetzungen ihres Werkes schon besser gemacht haben: man wird nach diesen tastenden Versuchen die neuen Gaben unbefangener, selbständiger und dankbarer entgegennehmen.

Was die Stellung des Tocharischen im Kreise der idg. Sprachen betrifft, so hat Meillet ihm (Idg. Jahrb. 1, 17) einen Platz zwischen dem Italo-Keltischen auf der einen, dem Slavischen und Armenischen auf der andern Seite angewiesen. Charpentier wollte es (ZDMG 1917, 347ff.) zum Keltischen stellen. Das hat Pokorny (in den Ber. d. Forsch.-Inst. f. Osten u. Orient in Wien 3, 1919, S.-A. 1—30) mit guten Gründen zurückgewiesen und die Tocharer als einen thrakophrygischen Stamm bezeichnet. Die Übereinstimmungen mit dem Armenischen würden sich dann daraus erklären, daß beide Sprachen dem thrakophrygischen Sprachstamm angehören und beide von den Kaukasussprachen beeinflußt worden waren. Das Dogma von den Centom- und Satəm-Sprachen, das auch von hethitischer Seite eine Bresche erfahren hat (GGA 1921, 215), müßte dann wohl endgültig fallen.

Neue Arbeit verlangt neue Arbeiter und neue Arbeitsgemeinschaften. Im Tocharischen müssen die Kenner der so mannigfachen buddhistischen Literatursprachen, genau wie im Hethitischen die assyriologischen Schrift- und Fachgelehrten, als Erkundigungsreiter und Brückenbauer dem tocharischen Sprachforscher und dem indogermanischen Sprachvergleicher philologisch vorarbeiten. Niemand darf sich und die gemeinsame Sache eifersüchtig hinter den Geheimnissen seiner Zunft verschanzen und das zurückhalten, was er von seinem Fach aus bieten könnte, um erst das nachzuholen, was ihm auf fremden Gebieten fehlt, oder sich das vorzubehalten, was andere besser machen. Wenn die drei genannten Forschergruppen auch streckenweise allein marschieren — schlagen können sie nur mit vereinten Kräften.

Ribbach, S. H.: **Vier Bilder der Padmasambhava u. seiner Gefolgschaft.** (5. Beiheft d. Jahrbuchs d. hamburg. wissenschftl. Anstalten. Mittlgn. aus d. Museum f. Völkerkunde.) (54 S. u. 3 Bl. Erklär., 5 Taf. u. 69 Abb.) Lex. 8°. Hamburg, O. Meißner in Komm. 1917. M. 10 —. Bespr. von A. Grünwedel, Berlin.

Einen der erbaulichsten Vertreter echt orientalischer Toleranz, den berüchtigten Padmasambhava hat die vorliegende, verdienstvolle Publikation des ethnogr. Museums in Hamburg zum Gegenstand. H. Ribbach hat den heroischen Mut gehabt, eine ganz gehörige Portion der sog. Biographie dieses gottvollen Individuums im Originaltext, der übrigens ein Blockdruck, keine Handschrift ist, durchzuackern. Diese klare, mühevolle und praktische Arbeit verdient alles Lob. Vor Jahren sah sich Berichterstatter, wirklich nicht aus Begeisterung, genötigt, den Padmaismus, wie ihn später B. Laufer einmal genannt hat, anzufassen. Einmal angeregt, kam eine ganze Woge in Bewegung, ohne daß dieses Licht so hingestellt wurde, wie es scheinen muß. R. macht leise Versuche von Kritik an B. Laufers sog. Roman einer tibetischen Königin, leider zu leise. Die Sache liegt so, daß ohne Kenntnis der Tantras, hier besonders des furchtbaren, apokalyptisch wirkenden Mañjuśrīmūlatantra, eine wirklich korrekte Übersetzung derartig raffiniert infamer Texte nicht gemacht werden kann, eine rein grammatische wohl, aber keine, die die Sache trifft.

Wir erfahren aus den Büchern Tāranāthas, welch unsägliche Leiden, Martern und Demütigungen die Schüler großer Zauberer erleiden (als ein Muster von Geduld gilt der grauenvolle Naro), um die Upadeśas zu den ihnen bekannten Texten vom „Wurzel-Guru" selbst zu erhalten. Es ist damit etwas gemeint, was uns ganz fremd ist und an das selbst Gebildete bei uns nicht glauben wollen. Die orientalische Art, den harmlosesten, geistvollsten, tiefsinnigsten Ausdrücken religiöser Texte einen himmelschreiend gemeinen, nur Eingeweihten bekannten Nebensinn (dazu gehören diese Upadeśas) beizulegen, muß der Übersetzer herauszubringen wissen und hier ist es möglich! So ist der wirkliche Sinn des „Romans" folgender. Padmasambhava macht mit der Königin die empörend gemeine Vorbereitung eines großen Opfers, das den König beseitigen soll. Er will nämlich seinen naseweisen, frühreifen Sohn als mahāmāṃsa schlachten dem Dämon der Vernichtung, der dann gehörnt in Flammen erscheint und dessen Namen (Yamāntaka) man nicht nennen darf. Schon die Sache mit dem Weibe mißlingt, der talentvolle Sohn kommt sogar dem schoflen Papa zuvor, kann aber, obwohl vom Satan schonend behandelt und von dessen Sippe ermahnt, aufzuhören, die Bannung nicht zu Ende bringen und wird

mit den Blattern bestraft. Das ist die Atmosphäre, zu der R.'s Fleiß uns neue Bilder und wertvolle Exzerpte gibt. Wir sehen darauf viele dieser unflätigen „Götter", deren Vertrieb, wenn sie in Metall gefertigt sind, einen sehr gangbaren Artikel unter dem geistreichen Namen „erotische Buddhas" unsern Ästheten zuführt, ja der Autor hat verständigerweise die einzelnen Figuren herauszeichnen lassen und so einen förmlichen Katalog gemacht. Daß dabei viel, recht viel schon Bekanntes nachgetragen werden müßte, trifft den Autor nicht, er hatte einfach die dazu nötigen Bücher nicht. So sind die Schüler des Scheusals, die er S. 42ff. aufführt, schon JASB LI, 1882 S. 8 ausführlich erwähnt und noch einmal bei J. J. Schmidt, Ssanang Ssetsen S. Petersburg 1829, S. 43, allerdings z. T. mit den mongolischen Namen.

Ribbach ist ein guter Kenner des Tibetischen aber die Sanskritliteratur ist ihm fremd. So finden wir viele schiefe Versuche, indische Begründungen nachzuweisen. Hierher gehört, was er über Rāhula S. 29 sagt. Eine wirkliche Erklärung dieser höchst merkwürdigen Gestalt kann nur aus den astrologischen Büchern, besonders dem Vaidūrya-dkar-po hergestellt werden, was hier zu viel Raum verlangen würde. Die Hermaphroditen des S'am-bha-lai lam yig haben mit dem Dämon Abb. 20 nichts zu tun. Das sogenannte System des Padmasambhava und das, was sich unter dem lieblichen Wesen Heruka verbirgt, ist so dumm und gemein, daß dem, der es öffentlich sagen würde, das Irrenhaus winkte. Ich überlasse das dem Forschersinn der buddhaeifrigen Bewegung unsrer Tage mit aufrichtigem Vergnügen.

Sydow, Eckart von: **Exotische Kunst. Afrika und Ozeanien.** Mit 45 Abbildungen und einer Tafel. (38 S.) 8°. Leipzig, Klinkhardt & Biermann 1921. M. 15 —. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

Es ist für einen Ethnologen schwer und gewagt, ein Buch wie das vorliegende zu besprechen, das der Kunst der Naturvölker so ganz anders gegenübertritt, als er es gewohnt ist. Der Verfasser zieht eine Parallele zwischen der Begeisterung der Zeitgenossen Winckelmanns und Goethes für die antike Kunst und der Schwärmerei der heutigen Generation für die Kunst der Primitiven. Die stille Einfalt, die ursprüngliche und unreflektierte Natur, die jene in der Antike zu finden glaubten, suchen die Heutigen bei den Primitiven. Aber wie jene sich täuschten, da die Kunstwerke der Antike keineswegs reine Natur, sondern Erzeugnisse einer hochentwickelten und stark differenzierten Kultur waren, so könnten auch die Schwärmer für primitive Kunst eine Enttäuschung erleben, wenn es der Ethnologie gelingt, den Werdegang dieser Kunst — nicht im allgemeinen, sondern bei den einzelnen Völkern — nachzuweisen. Der Verf. hebt an einer Stelle das Fehlen alles Historischen besonders hervor; gerade dieses Dunkel, das über der geschichtlichen Entwicklung liegt, will aber die Ethnologie lichten, und es könnte leicht sein, daß sich dabei manche „primitive" Kunst als gar nicht so primitiv erweist, wie man glaubt. Bei solcher Gegensätzlichkeit der Einstellung ist es schwierig, unbefangen über ein solches Buch zu urteilen. Immerhin muß man anerkennen, daß der Verf. sich bemüht hat, sich über die Zusammenhänge der Kunst der Primitiven mit ihrer Weltanschauung zu unterrichten, und daß er wohl recht hat, wenn er die monumentale Einfachheit und Ruhe primitiver Kunstwerke von ihrem Ursprung aus einer in sich geschlossenen Weltanschauung herleitet, die uns fehlt.

Die Abbildungen ausgewählter Stücke afrikanischer und oceanischer Kunst, deren Verschiedenheit der Verf. treffend hervorhebt, sind gut, und die Wiedergabe eines Bildes von Pablo Picasso zeigt, wie stark der moderne Expressionismus von primitiver Kunst beeinflußt ist.

Aus gelehrten Gesellschaften.

Der XI internationale Geographen- und Ethnologenkongreß findet 1925 in Kairo statt.

Personalien.

Priv.-Doz. Dr. L. Riess-Berlin erhielt einen Lehrauftrag f. d. Geschichte Ostasiens im Zusammenhang m. d. englischen und amerikanischen Geschichte.

Prof. Dr. O. Franke-Hamburg ist als o. Prof. f. Sinologie nach Berlin berufen.

Prof. Dr. G. Herbig-Breslau ist als o. Prof. f. Indogermanistik nach München berufen.

Prof. Dr. R. Hartmann-Leipzig hat den Ruf als o. Prof. für Semitistik nach Königsberg angenommen.

Berichtigung.

OLZ. 1922, 241 hatte ich nach dem allerdings auch unsicheren: *sag.tab.ba.sar* (?).*ra* aus VAT. 10270 R. V, 54 auch CT. XVIII, 38, 9a dasselbe Ideogramm ergänzt. V R. 16, 78g findet sich aber die Gleichung: *sag.tab.ba.tu*(!). *ra* = *ú-ru-ba-a-tum*. Daß dieses tatsächlich die richtige Form des Ideogramms ist, lehren Stellen wie Beissier, Doc. assyr. 100, 7; Ebeling, Keilschr. aus Assur relig. Inh. Nr. 177, II, 22. Bruno Meißner.

Mit einer Beilage der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, Leipzig.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von August Pries, Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

ORIENT-BUCHHANDLUNG HEINZ LAFAIRE

KOMMANDITGESELLSCHAFT

HANNOVER / EBHARDTSTRASSE 8

SPEZIALBUCHHANDLUNG

FÜR

WISSENSCHAFT, KUNST UND WIRTSCHAFT DES NAHEN UND FERNEN OSTENS

SEMITICA · ÄGYPTOLOGIE · INDISCHE UND ERANISCHE ALTERTUMSKUNDE · ALTTESTAMENTLICHE WISSENSCHAFT · URAL-ALTAISCHE LÄNDER, VÖLKER UND SPRACHEN · · BYZANTINO-ORIENTALIA ZENTRALASIEN · OSTASIEN · INDISCHER ARCHIPEL · AUSTRALIEN UND POLYNESIEN

ANKAUF

VON EINSCHLÄGIGEN BIBLIOTHEKEN UND EINZELNEN WERTVOLLEN WERKEN

LAGERKATALOGE

WERDEN AUF VERLANGEN KOSTENLOS VERSANDT

DESIDERATEN

WERDEN LAUFEND SORGFÄLTIG BEARBEITET

KARL W. HIERSEMANN

BUCHHÄNDLER UND ANTIQUAR

LEIPZIG

Königstraße 29

kauft stets:

ganze Büchersammlungen und einzelne Werke aus dem Gebiete der orientalischen Literatur und Kunst.

Ferner:

Orientalische (arabische, armenische, syrische, persische, türkische) Manuskripte.

Chinesische, japanische und tibetanische Originalmalereien. (Kakemonos, Makimonos usw.)

Chinesische und japanische Farbholzschnitte in alten guten Abdrücken.

Indische und persische Miniaturen usw.

*

Druck von August Pries in Leipzig.